



Berlin, den 22. Februar 1902.

## Meteora.

Um fünfzig Pfennige nur brauchen die Verbündeten Regierungen den Minimaltarif für Roggen und Weizen zu erhöhen: dann ist, wenn sie über Hafer und Gerste mit sich reden lassen, Ursprungszeugnisse fordern und sich verpflichten, den neuen Zolltarif bis spätestens zum ersten Januar 1905 durch Gesetz einzuführen, ihrem Schmerzenskind im Reichstag eine Mehrheit gewiß. Das stand in den Zeitungen. Ausregend ist's nicht. Daß es schließlich zu irgend einer Einigung kommen, daß keine Partei wagen wird, die Verantwortung für einen Zollkrieg mit drei oder mehr Fronten auf sich zu nehmen, war nie zweifelhaft; und eben so wenig, daß man mit hohen Tariffäden sehr gute, mit niedrigen sehr schlechte Handelsverträge abschließen kann. Die Ungeduldigen aber, die um einen doch nur zum Schaugericht bestimmten Tarif seit Monaten wie Hungernde um einen Bissen Brot raufen, müßten jetzt, da zum ersten Mal die Möglichkeit eines Kompromisses auftaucht, eigentlich in Wallung gerathen und mit dem Aufgebot ihrer ganzen Lungenkraft Beter und Mordio zu schreien. Doch von eifernder Leidenschaft ist nichts zu spüren. Leises Wimmern nur hören wir, dunkle Katastrophen drohung, daß man's dem Herrn und Gebieter nächstens schon zeigen werde, und den Widerhall der alten Sorge, ob Hero wohl bald ihren Leander umarmen oder ob des Schicksals dräuende Macht ihre Rechte furchtbar, unerbittlich streng eintreiben wird. Auch andere Vorgänge, die sonst Wochen lang dem Bedürfniß nach Sensationen genügen würden, werden jetzt kaum beachtet. Großbritannien hat mit Japan einen Vertrag geschlossen, der jeden der

beiden Kontrahenten verpflichtet, dem anderen in einem ihm von einer Koalition aufgezwungenen Krieg beizustehen, — einen der heute beliebten Verträge, deren Hauptzweck erfüllt ist, wenn sie veröffentlicht sind. Ein ganzes Bündel solcher Verträge ändert nichts an den Machtverhältnissen; und der begreifliche Britenwunsch, durch das neue Pergament Rußlands Lust zu einer Verständigung über asiatische Lebensfragen zu steigern, wird sein Ziel nicht leicht erreichen. Den Schreibern aber, die so gern vom Götterthron herab die Erde vertheilen, mußte dieser Stoff höchst willkommen sein. Wer den Plantagenbetrieb einigermaßen kennt, sah schon die Leitartikel, in denen aufs Haar vorausgesagt wurde, was Rußland, Frankreich, China jetzt thun und wie das Deutsche Reich im stolzen Selbstgefühl seiner Kraft dem unruhvollen Hader zuschauen werde. Den Hartenden trog die Hoffnung. Was in stillerer Zeit ein weltgeschichtliches Ereigniß genannt worden wäre, ward frostig als Episode behandelt. Warum? Weil die Presse nun Wichtigeres zu thun hat und weder an zollpolitische noch an diplomatische Kleinigkeiten Zeit verschwenden kann. Denn Prinz Heinrich von Preußen ist nach Nordamerika abgereist, und bis er heimkehrt, darf es für den rechtgläubigen Deutschen kein anderes weltgeschichtliches Ereigniß geben als diesen ersten Besuch eines Hohenzollern im Lande des star-spangled banner.

Der Entschluß zu dieser Reise kam recht überraschend. Im November erst hatte Herr Gaston de Ségur erzählt, der Kaiser habe mit ihm an Norwegens Küste von der unheimlich schnellen Entwicklung der nordamerikanischen Wirthschaft gesprochen. Diese Milliarden trusts, die ganze Indusfrien und die fruchtbarsten Gebiete des internationalen Handels der Willkür einer Oligarchie unterwerfen wollten, seien für Europa die schlimmste Gefahr. Eines Tages werde irgend ein Morgan die Hauptlinien des atlantischen Dampferverkehrs unter seine Flagge bringen, nach Belieben schalten und walten und, als Privatmann, allen Künsten der Diplomatie, allen politischen Ansprüchen unzugänglich sein. Nur ein europäischer Zollbund könne die Gefahr abwehren; die Kontinentalsperre, mit der Bonaparte die Briten zu firren versuchte, müsse zum Schutz gegen die Uebermacht der Vereinigten Staaten geschaffen und England vor die Wahl gestellt werden, Europas Sache zur seinen zu machen oder Amerikas Schicksal zu theilen. Der Kaiser, hieß es in dem Bericht, nous entretient surtout de l'Amérique, pour laquelle il professe une sympathie modérée. Was Wilhelm der Zweite den Franzosen über die „amerikanische Gefahr“ sagte, stimmt mit der Ansicht der meisten Nationalökonomien und fast aller Großindustriellen überein.

Hüttenbesitzer und Landwirthe, Rhedereien und Elektrizitätsgesellschaften blicken längst sorgenvoll ins Yankee-land und möchten am liebsten Europas vereinte Heerhaufen über den Ozean schicken, um den Vereinigten Staaten eine militärische Niederlage zu bereiten, von der sie sich erst nach einem Menschenalter erholen könnten. Der Reichthum der neuen Welt, die rücksichtslose Kühnheit des amerikanischen Kaufmannes, der kein Bedenken kennt, durch keinen bürokratischen Zwang gehemmt wird, die europäischer Maßstäbe spottende Steigerung der Massengüterproduktion: das Alles mußte unmutigen Groll wecken. Wird die in der jungen Demokratie erwachsene Technik nächstens schon über feudalen Verfall triumphiren? Soll die alte Europa eine Filiale der transatlantischen Handelsgesellschaft werden, ein Riesenmuseum vielleicht, ein Ausflugsort mit guten Hotels, vorgehichtlichen Dichtern und Edelleuten und allerlei Sehenswürdigkeiten aus alten, verschollenen Kindertagen der Menschheit? Oder wird das Bewußtsein gemeinsamer Gefahr die Großmächte zu letzter Nothwehr vereinen? . . . So ungefähr war die Stimmung. Da kam plötzlich die Nachricht, Fräulein Alice Roosevelt werde die neue Segelyacht des Kaisers taufen. Ein artiger Einfall, dachte man; die Yacht „Meteora“ genügt der Sportneigung des Monarchen nicht mehr, drüben werden solche Rennboote am Besten gebaut und die Tochter des Präsidenten wird ihr Pathensprüchlein eben so gut herfagen wie eine Prinzessin oder die so hoher Ehre gewürdigte Frau eines Provinzialmandarinen. Dann wurde gemeldet, die „Hohenzollern“, das Kaiserschiff, werde hinüberfahren und bei der Tauffeierlichkeit den Salut feuern. Das sah schon eher nach einer politischen Aktion aus. Die Diplomaten lächelten ungläubig und sagten: Ce sont des ballinismes. Doch ihr Zweifel mußte verstummen, als offiziell mitgetheilt wurde, Prinz Heinrich werde im Auftrag des Kaisers die Hauptstädte der Vereinigten Staaten besuchen und ihn werde der Staatssekretär des Reichsmarineamtes begleiten. Vielleicht . . .

So weit sind wir jetzt. Keiner vermag genau zu sagen, welchen Erfolg die deutsche Politik denn von dieser Mission hoffen könne. Herr Tirpitz wurde gefragt, „Wir erwarten“, sprach er, „eine Besserung der Beziehungen zwischen zwei großen Völkern, die nirgends auf der weiten Welt verschiedene Interessen haben.“ Dieses Lied hatte vor ihm schon der Kanzler angestimmt; durch die Wiederholung ist es nicht wirksamer geworden. Die „besseren Beziehungen“ kennen wir nachgerade; unsere Beziehungen werden immer besser, sind während der letzten Jahre schon so oft besser geworden, daß auch dieses Bessere der Feind des Guten zu werden beginnt. Und die Mäx von der Har-

monie der Interessen, an die selbst in Deutschland nur der alte Herr von Kardorff in seinen schwächsten Stunden noch glaubt, wird in der Heimath Carens höchstens Heiterkeit erregen. Da weiß jeder Exporthändler, daß sein Interesse dem des deutschen Konkurrenten nicht durch schöne Redensarten zu vereinen ist, denkt jeder an Geld mehr als an gute Worte. Bei uns ist's nicht anders. Kein nüchtern rechnender Mensch glaubt, die Freude über den Prinzenbesuch, der ihnen als Symptom ihrer Weltmachtstellung wichtig ist, werde die Amerikaner auch nur zur geringsten Tarifkonzession, zum Verzicht auf den winzigsten Gewinn bewegen. Sie werden sich die Sache gern ein paar Millionen kosten lassen und den Leuten, die ihnen so oft Habgier vorwarfen, mal zeigen, was eine reiche Republik leisten kann. Das thäten sie auch für den Türkenjultan. Noch lieber thun sie's freilich für die Deutschen, die viel stärker sind, immer ein Bißchen nach Südamerika hinüberschielen und nun genöthigt sein werden, vor dem ehrwürdigen Gespenst der Monroe'doktrin höflich das Haupt zu neigen. Nach dem Sieg über Spanien und Tagalen darf das neue Imperium sich solchen Triumph gönnen; nachher kehrt Alles wieder zur alten Ordnung. Was sollte sich ändern? Amerika kann und wird die Europäer auf ihren eigenen Märkten unterbieten und möglichst viele Weltmonopole zu erraffen suchen. Der abenteuerliche Gedanke an ein politisches Bündniß ist bisher erst schüchtern angedeutet worden; in China, hieß es, könnten Deutsche und Amerikaner zusammengehen. Schon jetzt kann man sich in dem Gewirr ostasiatischer Verträge kaum noch zurechtfinden; wo so viel Papier liegt, ist auch für ein neues Aktenstück noch Platz. Auch in Ostasien aber werden, trotz Tirpitz, nach wie vor der Verbrüderung die Kolonialkaufleute beider Reiche nur den Wunsch haben, einander die fette Kundschaft abzujagen. Und die Konjunktur ist den Jankes günstig. Sie haben sich während des Kreuzzuges sehr ruhig verhalten, stets zur Mäßigung gemahnt und ihre Truppen früh zurückgezogen. Jetzt werden sie sich bemühen, den Preis ihrer Produkte und die Frachtspeisen so zu verbilligen, daß die Europäer dagegen nicht aufkommen können. Der Kampf geht weiter. Und die großen Industriekapitäne von New-York und Pittsburg würden Dem ins Gesicht lachen, der ihnen sagte, die Artigkeit hoher und höchster Herren könne die Entwicklung einer Weltwirtschaft aufhalten.

Thut nichts. Keiner weiß, was eigentlich erwartet wird, aber die Presse hat sich der Sache liebevoll angenommen. Fast alle Verleger größerer Zeitungen haben Berichterstatter hinübergeschickt — es wäre interessant, zu erfahren, ob den Botschaftern dieser Großmächte wieder Freibillets oder

wenigstens Fahrpreisermäßigungen bewilligt sind — und den Depeschenetats beträchtlich erhöht. In der Geburtsstunde dieses Entschlusses fiel die Entscheidung. Wenn ein Zeitungsbefitzer ein paar tausend Mark ausgiebt, will er für sein Geld Etwas haben. Jetzt muß die Reise des Prinzen Heinrich Epoche machen. Wehe dem Armen, der ihre Bedeutung nicht schon an Bord des Schnelldampfers ins rechte Licht rückte! Der läme gut an. Doch wird Keiner sich der Gefahr aussetzen, von eifrigeren Kollegen überboten zu werden. Früher hätten die Meinungsplanzer sich mit den offizidjen Depeschen begnügt und höchstens noch drüben einen behenden Landsmann gemiethet, dessen Aufgabe gewesen wäre, das Allerwichtigste aus den amerikanischen Blättern kurz herüberzukabeln; die politischen Urtheile wären im Hause angejertigt worden und oft gewiß recht freimüthig ausgefallen. Lang ist's her. Heutzutage müssen Redakteure und Heimarbeiter ihr Urtheil der Spesensumme anpassen, die der Unternehmer in die Sache gesteckt hat. „Im Tageblatt ist die Ansprache des Konsuls die bedeutsamste politische Kundgebung der letzten Monate genannt worden; warum haben wir nichts darüber?“ Der Räffel wirkt: von morgen an „haben wir“ Alles, lassen wir uns den Ruhm nicht mehr rauben, auf die unermessliche Bedeutung jedes prinzlichen Händedruckes „vor allen anderen Blättern“ hingewiesen zu haben. Wer dieses Treiben sieht, lernt erkennen, wie tief unsere liberale Presse im Kampf um Abonnenten und Inserenten allgemach gesunken ist. Der Berichterstatter freut sich der schönen, reichlich bezahlten Reise und möchte nicht, als ein wortfarger, skeptischer Herr, künftig zu Hause hocken. Der daheim gebliebene Redakteur weiß, daß er seine Stellung riskirt, wenn er die Wirkung der theuren Telegramme durch kühle Glossen schmälert. Und der Verleger späht ängstlich umher und bangt jeden Morgen vor der grausen Möglichkeit, der Nachbar könne „mehr bringen“, durch hellere Töne die Kunden locken und fangen. Et voilà justement comme on écrit l'histoire. Der Lärm der konkurrirenden Marktjchreier hat begonnen. Schon liest man auf der ersten Seite großer Zeitungen den albernsten Dienstbotenklatsch. „Der Staatssekretär trug vormittags die Jacke des königlichen Nachtclubs, während der Prinz einfache Civilkleidung angelegt hatte.“ „Auch das gewinnende Lächeln seines Vaters hat der Prinz-Admiral geerbt. Dieses freundliche Lächeln wird ihm in Amerika die Herzen im Sturm erobern.“ Arme Schächer, die im Stande sind, uns liebe Brot solches Zeug niederzuschreiben, sollen über die Stimmung eines fremden Volkes urtheilen. Das kann häßsch werden. „Schon umweht uns der Athem der Weltgeschichte.“

Er hat uns im Lauf der letzten Jahre recht oft umweht. Nun hat dieses Wehen nicht gebracht und wir wollen froh sein, wenns diesmal ohne Schaden vorübergeht. Gegen die Reise ist ja nichts einzuwenden. Prinz Heinrich soll ein liebenswürdiger, frischer und bescheidener Herr sein und wird den Amerikanern gefallen. Schade, daß unsere Prinzen nicht auch in der Heimath mit Professoren, Kaufleuten, Journalisten an einem Tisch sitzen, Fabriken besuchen und den Gewerbebetrieb aus eigener Anschauung kennen lernen. Amerika ist schon eine Weile entdeckt und wissenwerth Neues wird die Reporterhorde von ihrer meteorologischen Station nicht zu melden haben. Hoffentlich hält sie sich an die „anerkannt vorzügliche Küche des Norddeutschen Lloyd“ und kommt in New-York so übersättigt an, daß sie nicht gleich der Versuchung erliegt, für jedes Pachsbrötchen, nach dem Beispiel Schmocks und Pietschs, mit der Feder ergebensten Dank zu stammeln; die Hausvatersitte, schmäzend vor dem Publikum zu erzählen, was man gestern bei Bülow's und ähnlichen Restaurateuren der öffentlichen Meinung zu essen und zu trinken bekam, hat sich von Parvenupolis aus noch nicht über den Erdkreis verbreitet. Wenn die Heilenbotschafter dafür sorgten, daß der Deutsche nicht mehr jeden Amerikaner für einen kalten, unkultivirten Gefellen hält, der von früh bis spät, wonnig grinsend, seine Dollarstücke zählt und nach neuen Profiten schnüffelt, dann thäten sie ein gutes Werk. Mit hoher und höchster Politik aber sollten sie uns verschonen. Die Kränze des Staatsmannes sind so wenig wie die des Dichters im Spazirenggehen zu erreichen. Der Amerikaner, der mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts schreitet, ist sehr stolz, gar nicht pathetisch und leicht zur Nachlust gestimmt. Er hat die besten modernen Bilder aus Europa geholt und kann sich, ohne daß ers im Geldbeutel spürt, in jedem Jahr das Vergnügen leisten, einen Königssohn zu sich zu laden. Dann wirds immer genau so zugehen wie bei dem Empfang des Prinzen Heinrich und die Politik wird von den selben wirthschaftlichen Wünschen und Nothwendigkeiten determinirt bleiben, die ihr vorher die Richtung wiesen. Wir wollen uns nicht lächerlich machen, auch in der Nachbarschaft nicht den gefährlichen Glauben aufkommen lassen, den unstillen Michel Locke zu neuen Ufern wieder einmal ein neuer Kahn, sondern laut und deutlich sagen, daß die Prinzenreise keine Staatsaktion ist, und dann an drängende Arbeit gehen. Des Kaisers „Meteor“ wird gewiß die schnellste Rennpacht der Welt. Das deutsche Volk aber mag sich, wenn hüben und drüben der Lärm losgeht, erinnern, daß schon ältere Weltenwanderer von Luftspiegelungen genarrt worden sind.

## Eine deutsche Beatrice Webb?

Vor mir liegt ein vornehm ausgestattetes Buch. Wer es, ohne auf das Titelblatt zu achten, aufschlägt, könnte es für das Werk eines gelehrten Professors der Nationalökonomie halten. Ueberall tritt eine erhebliche Belesenheit in der sozialpolitischen und statistischen Literatur entgegen. Mit sachmännischem Geschick werden die toten Ziffern scharfsinnig kombiniert und zu einer beredten Sprache gezwungen. Aber — und Das kommt in Professorenbüchern seltener vor — der blendenden Handhabung des gelehrten Apparates steht eine oft geradezu hinreißende Rhetorik zur Seite, die an Carlyle und Ruskin erinnert. Die Schilderung der Frauenbewegung, die sich während der französischen Revolution abspielte, ist eine wahre Marseillaïse in Prosa. Kein Zweifel: nicht nur gelehrter Verstand, auch der Feuergeist einer Künstlerseele hat an dem Werke geschafft. In jähem Fluge werden wir in überwissenschaftliche Regionen mit fortgerissen. Eine künftige bessere Ordnung der Dinge wird vor uns entworfen, „in der die Arbeit der Frau sie nicht schädigen und schänden, sondern zur freien Genosin des Mannes erheben wird, in der sie ihre höchste Bestimmung erfüllen kann, wie nie zuvor, und ein starkes, frohes Geschlecht dafür zeugen wird, daß ihm die Mutter niemals fehlte.“

Dieses Buch ist das Buch einer deutschen Frau. Sie hat meines Wissens ein regelmäßiges Hochschulstudium nicht absolviert, sondern sich aus eigener Kraft zu einer Leistung emporgeschwungen, die wohl noch vor zehn Jahren kaum Jemand einer deutschen Frau zugetraut haben würde. Ich kann mit einer gewissen Genugthuung auf dieses Werk blicken. Nicht allein, weil ich als Nationalökonom jede Bereicherung der volkswirtschaftlichen Literatur dankbar begrüße; ich darf in der Leistung der Frau Lily Braun auch die Bestätigung von Ansichten finden, die ich in meiner Züricher Antrittsrede über das Frauenstudium der Nationalökonomie ausgesprochen habe. Gerade die Nationalökonomie, sagte ich 1898, würde den Frauen ein wachsendes Interesse einflößen und sie würden vielleicht hier noch mehr als auf anderen Gebieten der Wissenschaft im Stande sein, sich und der Gesellschaft überhaupt nützliche Dienste zu leisten. Seitdem ist außer einer beträchtlichen Zahl kleinerer Arbeiten das ernste, scharfsinnig-kritische Buch Marianne Webers über Fichtes Sozialismus und sein Verhältnis zur marxistischen Doktrin erschienen. Und heute kann ich ein Buch von 556 Seiten über „Die Frauenfrage, ihre geschichtliche Entwicklung und ihre wirtschaftliche Seite“ von Lily Braun anzeigen, das bei Hirzel in Leipzig erschienen ist.

Man kann von sozialwissenschaftlichen Studien einer Frau nicht gut sprechen, ohne an die berühmte Engländerin zu denken, deren Arbeiten zu

den werthvollsten Resultaten der neueren Forschung gezählt werden. Also: Ist Frau Braun eine deutsche Mrs. Webb?

Ich bin mir wohl bewußt, daß ich mit dieser Frage den denkbar höchsten Maßstab an ihr Werk lege. Doch wie aus dem früher Gesagten hervorgeht, hieße es wirklich, Frau Braun Unrecht thun, wollte man ihre Leistung anders als die eines Fachgenossen beurtheilen.

Heute ist Frau Braun noch keine Beatrice Webb. Sie besitzt nicht deren absolute Unbefangenhcit, nicht deren Kenntniß des wirklichen Lebens. Sie steht innerhalb, nicht über den Doktrinen ihrer Partei. Ihr Werk ist nach Akten, nicht auf Grund eigener Beobachtungen geschrieben. Frau Braun ist engagirte Frauenrechtlerin und Sozialdemokratin. Sie steht auf dem Boden des ökonomischen Materialismus. „Von welcher Seite man auch das weitverzweigte Problem (der Frauenfrage) betrachte: die reellen Existenzbedingungen des weiblichen Geschlechtes innerhalb der Gesellschaft bilden für die Vergangenheit wie für die Gegenwart den orientirenden Ariadnefaden, ohne den das Urtheil fehl gehen muß. Nur indem man die ökonomischen Thatsachen nach der ihnen zukommenden Bedeutung werthet, erschließt sich der Zusammenhang der Frauenfrage mit der sozialen Frage, deren integrierender Bestandtheil sie ist.“ Deshalb schildert Frau Braun auch zuerst die wirtschaftliche Seite. Ein zweiter Band soll die civilrechtliche und öffentlich-rechtliche Stellung der Frau, die psychologische und ethische Seite der Frauenfrage, also den „ideologischen Ueberbau“, zum Gegenstand haben. Ich will nicht sagen, daß das Bekenntniß zur ökonomischen Geschichtsauffassung ein Fehler sei. Man kann auch von diesem Standpunkt aus sehr werthvolle wissenschaftliche Werke produziren. Bedenklicher ist der Umstand, daß Frau Braun als Sozialistin und Vertreterin des ökonomischen Materialismus einer etwas engen, durch die neuere Kritik wissenschaftlich überwundenen Anschauung huldigt. Sie steht der orthodoxen Gruppe Bebel-Kautsky-Luxemburg-Parvus näher als der kritischen Richtung Beersteins. Den Bann des Bebel-Zetkinschen Gedankenkreises hat sie in der Frauenfrage noch nicht zu durchbrechen vermocht. Nach ihrer Ueberzeugung hat Bebel „bewiesen“, daß erst die wirtschaftliche Befreiung der Frau im sozialistischen Zukunftsstaate die Emanzipation der Frau vollenden könne. Diese Idee ist das Leitmotiv ihrer Komposition. Was geeignet erscheint, diese Auffassung zu stützen, wird mit großer Gewandtheit in den Vordergrund gestellt; was dagegen spricht, entweder ignorirt oder kurz abgethan. Selbst sozialdemokratischen Genossen, die in Bezug auf die Frauenfrage einer anderen Ansicht huldigen, fliegt leicht ein „alter reaktionärer Philister“ an den Kopf.

Es ist geradezu peinlich, mit welcher Kritiklosigkeit die Verfasserin bei der Darstellung der prähistorischen Verhältnisse dem eben so oberflächlichen

wie unsauberer Nachwek von Friedrich Engels (Der Ursprung der Familie) folgt. Von den Hypothesen Morgans und Bachofens wird so gesprochen, als ob sie zu den unbestrittensten Sätzen der Wissenschaft zählten. Ich weiß nicht, ob Frau Braun die entgegenstehenden neueren Forschungen von Westermarck, Brentano und Groffe wirklich nicht kennt. Ich weiß auch nicht, ob sie es nicht, wenn sie diese Arbeiten studirt hätte, trotzdem mit Engels hielt. Auf alle Fälle würden wir aber das Recht haben, zu erfahren, warum diese — übrigens schon von Darwin für höchst unwahrscheinlich erklärten — Lehren für sie Dogmen geblieben sind.

Leider beeinträchtigt die dogmatische Befangenheit der Verfasserin auch noch an vielen anderen Stellen ihre Ausführungen. Da soll die alte Familienform einfach in Folge der wirthschaftlichen Entwicklung unausbleiblich ihrer Zersetzung entgegengehen. Die wirthschaftliche Entwicklung selbst habe die Frauenbewegung hervorgerufen. Diese untergrabe aber mit ihrer Tendenz der wirthschaftlichen Befreiung der Frau die heutige Familienform auch in den bürgerlichen Schichten. Beim Proletariat sei schon längst von einem Familienleben und den hervorgebrachten Anschauungen keine Rede mehr. Es sei nutzlos, diesen Gang der Dinge aufhalten zu wollen. Es könne sich nur darum handeln, neuen Formen für das Gemeinschaftsleben zwischen Mann, Weib und Kind nachzuspüren und sie aufzubauen zu helfen.

Suchen wir nach Beweisen für so weitgehende Behauptungen, so sind sie erstaunlich dürftig ausgefallen. In den oberen Gesellschaftsklassen überlasse man Mädchen und Knaben mit Vorliebe Nonnen und Gouvernanten. Man sende sie in Institute und Kadettenanstalten, wo jeder mütterliche Einfluß weg falle. Das Leben der Männer, und zwar in den fortgeschrittensten Ländern am Meisten, spiele sich zwischen Bureau und Klub ab und die Frauen machten es ihnen schleunigst nach.

Niemand wird bestreiten, daß das Familienleben, namentlich in den oberen und unteren Schichten der städtisch-industriellen Gesellschaft, bedrohlichen Einflüssen ausgesetzt ist. Aber hat es ein Zeitalter gegeben, wo solche Gefahren nicht bestanden hätten, wo nicht in einzelnen Gesellschaftgruppen die Familienbände in Besorgnisse erregender Weise gelockert gewesen wären? Man weist auf die Frauenarbeit in den Fabriken, die unzweifelhaft ein Novum darstelle. Nichts kann mir ferner liegen, als diese Erscheinungen zu unterschätzen. Aber man muß sich doch auch klar machen, daß 1890 im Deutschen Reich 884239 Fabrikarbeiterinnen gezählt wurden. Von ihnen waren 229334 verheirathet. Das heißt nicht mehr und nicht weniger als: daß von den über vierzehn Jahre alten weiblichen Personen im Deutschen Reich etwa 5 Prozent Fabrikarbeiterinnen waren und daß von der gesammten verheiratheten weiblichen Bevölkerung 3,5 Prozent Fabrikarbeit leisteten. Diese

Zahlen sind sogar noch zu hoch, weil sie nur nach den Altersaufbau- und Civilstandsverhältnissen der deutschen Bevölkerung nicht von 1899, sondern von 1890 berechnet werden konnten. Ferner sind wir nicht berechtigt, überall dort, wo eine Frau in die Fabrik geht, schon eine vollkommene Auflösung des Familienlebens anzunehmen. Gehören zu den Fabrikarbeiterinnen doch auch solche, die keine oder erwachsene Kinder besitzen oder deren Angehörige für die Hauswirthschaft sorgen. Ich will darauf aber keinen Werth legen, weil es außer der Fabrikarbeit noch Erwerbsverhältnisse der Frauen giebt, die eine ähnlich ungünstige Einwirkung hervorrufen können.

So groß das Gewicht sein mag, das der Frauenarbeit in der Industrie beigelegt wird: wir dürfen nicht vergessen, daß in früheren Zeiten Einrichtungen vorhanden waren, die nicht geringere Gefahren einschlossen. Auf dem Lande bestanden die Frohnden, die Zwangsgeübendienste und Ehekonfesse, in den Städten wurde für die Gesellen das Meisterwerden durch die zünftige Politik immer weiter hinausgeschoben. Der Geselle konnte meist erst heirathen, nachdem er Meister geworden war.

Frau Braun wird vielleicht zugeben, daß heute die alte Familienform noch überwiege. Aber die unaufhaltsam vordringende großindustrielle Entwicklung setze die alten Formen doch auf den Aussterbeetat. Gewiß: das Gewerbe beschäftigt einen immer wachsenden Bruchtheil unseres Volkes und in der Industrie ist es der Fabrikbetrieb, dem die Zukunft zu gehören scheint. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß mit der Ausdehnung der Großindustrie auch die Arbeit verheiratheter Frauen in den Fabriken noch zunimmt. Aber dieser Gestaltung der Dinge wirken auch wichtige Tendenzen entgegen. Die industrielle Entwicklung schmälert nicht nur den Mittelstand und sein im Allgemeinen gesundes Familienleben: sie bringt auch in einzelnen Industriezweigen — namentlich in denen, die vorwiegend gelernte männliche Arbeit erfordern — eine relativ gut bezahlte Arbeiterschicht empor. Die diesem fortgeschrittensten Theil der Arbeiterklasse Angehörigen huldigen aber in Bezug auf das Familienleben, wie Bernstrin schon sehr richtig bemerkt hat, nicht Decadence-Ideen, sondern gut kleinbürgerlich-altmodischen Vorstellungen. Wenn Etwas aus den Berichten des Reichsamtes des Innern über die Beschäftigung verheiratheter Frauen in den Fabriken mit Sicherheit hervorgeht, so ist es die Thatsache, daß die verheirathete Frau in der Regel nur der Noth gehorchend die Fabrikarbeit aufsucht. Nur, wenn der Verdienst schlechterdings nicht entbehrt werden kann, entschließt man sich zu diesem Schritt. In den Kreisen der besser gelohnten Arbeiter ist die Fabrikbeschäftigung viel weniger üblich, wird sogar als anstößig betrachtet. „Man findet eben so selten Frauen dieser Arbeiter in der Fabrik beschäftigt, wie man findet, daß sie Mädchen aus der Fabrik heirathen. Diese besser bezahlten Arbeiter sehen vielmehr

darauf, daß ihre Frau Etwas vom Haushalte versteht und nicht vorher in der Fabrik gearbeitet hat.“ Der Aufsichtsbeamte zu Oppeln verzeichnet es als eine bemerkenswerthe Thatsache, „daß im oberschleisischen Industriebezirk die Frau des Arbeiters — wohl meist in Folge des auskömmlichen Verdienstes ihres Mannes — nur in Ausnahmefällen die Fabrik aufsucht; es gilt für sie und ihren Mann gewissermaßen als eine Schande, wenn sie von dieser Regel abweicht.“ Der Aufsichtsbeamte zu Arnberg berichtet, „daß in der Gegend des Bezirkes, wo die Gusseisen- und Stahlindustrie sowie der Kohlenbergbau vorherrschen, die Beschäftigung von Arbeiterinnen an und für sich ganz unbedeutend ist, weil die hohen Löhne der Männer ein Mitverdienen der Frauen und Töchter nicht sehr nöthig erscheinen lassen. Diese haben daher auch äußerst wenig Neigung zur Fabrikarbeit; deshalb haben sich auch keine Industriezweige entwickelt, die auf Frauenarbeit angewiesen wären.“ Aus Baden wird gemeldet, „daß die Arbeiter in Industrien mit Löhnen, die für die Existenz einer nicht allzu großen Familie genügen, zum Beispiel Schlosser, Schmiede, Schreiner, und daß auch in Industrien mit weniger günstigen Löhnen die gut verdienenden Arbeiter zunächst ihre Frauen und dann auch ihre Töchter niemals in die Fabrik schicken. Sie sind entweder zu stolz dazu oder sie finden, daß ihre Frauen im Hause nicht entbehrt werden können, wenn die Ansprüche erfüllt werden sollen, die jeder tüchtige Arbeiter an sein Hauswesen stellt.“ Aus Magdeburg berichtet der Aufsichtsbeamte eine seines Erachtens recht zutreffende Aeußerung eines Geistlichen: „Die Fabrikarbeit der verheiratheten Frau ist im Grunde nicht populär, ja, hat noch vielfach etwas Befremdendes und geradezu Anstößiges an sich. Fast überall begegnete ich dem Bewußtsein, daß der Mann allein für den Haushalt zu sorgen hat; selten ist der Fall, wo der Mann vor der Verheirathung darauf rechnet, seine Frau müsse dereinst durch Fabrikarbeit den Hausstand mit erhalten helfen.“ Der Potsdamer Aufsichtsbeamte erwähnt, es dürfe nicht verschwiegen bleiben, „daß gediegene Arbeiter, die einen moralischen Halt in sich haben, im Allgemeinen keine Fabrikarbeiterinnen heirathen, sondern lieber Dienstmädchen, von denen sie erwarten, daß sie vermöge ihrer größeren Wirtschaftlichkeit und ihres Sparsinnes ihnen eine behagliche Häuslichkeit zu schaffen im Stande seien . . . Der höher gelohnte Arbeiter heirathet nur selten ein Fabrikmädchen, während geringer bezahlte Arbeiter allgemein verlangen, daß ihre Frauen mitverdienen.“

Die Mitgetheilte dürfte zur Einsicht genügen, daß in den besser gestellten Schichten der Arbeiterklasse nichts weniger als eine Begeisterung für die Erwerbs- und Berufsarbeit der Frau vorhanden ist. Das ist sehr begreiflich. Verglichen mit der Fabrikarbeit, wird die wirtschaftliche Thätigkeit der Frau im eigenen Haushalt, als das Vorzüglichere gelten. Abgesehen von dem höheren Interesse, das sich an die unmittelbar für die eigenen

Angehörigen ausgeführten Arbeit knüpft, ist die hauswirthschaftliche Arbeit in gesundheitlicher Beziehung — ich möchte Das mehrmals unterstreichen — eben so wohl wie in Bezug auf Mannichfaltigkeit der Fabrikarbeit meist überlegen. Für die Arbeiterfrau bedeutet die Aufgabe der Fabrikarbeit und die Beschränkung auf die Hauswirthschaft eine soziale Erhebung. Sie steigt aus der proletarischen in eine kleinbürgerliche Lebensweise empor. Hier besteht ein großer, von Frau Braun aber übersehener Unterschied gegenüber der Berufsarbeit, die Frauen der gebildeten, aber wenig besitzenden Mittelklasse leisten. Wenn diese Frauen vor der Frage stehen, ob sie selbst die Hauswirthschaft besorgen sollen oder ob es zweckmäßiger ist, durch die Erwerbsarbeit Mittel zu beschaffen, die das Halten von Diensthoten möglich machen, so wird die Entscheidung nicht mit Unrecht, namentlich wenn keine Kinder vorhanden oder die Kinder schon herangewachsen sind, zu Gunsten der zweiten Eventualität ausfallen. Hier gilt die Berufsarbeit als das geistig Anregendere, sozial höher Stehende. Hier kann der Verzicht auf die Ausübung des Berufes, der der erlangten Bildung entsprechen würde, zu Gunsten der Hauswirthschaft eine soziale Herabsetzung, die Verstoßung aus einem bürgerlichen in ein kleinbürgerliches Dasein zur Folge haben.

Da die Erwerbsarbeit der Frau in der Arbeiterklasse ein sozial niedriges Niveau anzeigt, so wird sie naturgemäß auch in dem Maße zurücktreten, in dem die Lage der Arbeiterklasse sich verbessert. Wie die Kinderarbeit vor der sozialen Reform allmählich immer mehr zurückweicht, so wird auch beim Fortgang der Reform durch gewerkschaftliche Erfolge, durch Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, durch Verbesserung der Unfall- und Invaliditätsversicherung, durch Aufnahme der Wittwen- und Waisenversorgung die Frau, die für eine Familie zu sorgen hat, in größerem Umfange dieser zurückgegeben werden.

Also nicht darauf kommt es für die Zukunft der „alten“ Familienform allein an, ob heute irgend welche Tendenzen vorhanden sind oder nicht, die sie bedrohen; die Entscheidung hängt vielmehr davon ab, welche Stärke die im restaurirenden Sinne wirkenden Mächte gewinnen werden. Frau Braun scheint einer gemäßigten Verelendungs- und Zusammenbruchlehre zu huldigen. Ich nehme dagegen an, daß unsere industrielle Arbeiterklasse sich in sozial aufsteigender Bewegung befindet. Diese Bewegung umfaßt nicht alle Schichten in gleichmäßiger Weise, sie geht noch oft nicht mit der Schnelligkeit vor sich, die der Menschenfreund wünschen muß; aber es geht trotz Alledem vorwärts.

Frau Braun hegt freilich gar nicht den Wunsch, die Erwerbsarbeit der verheiratheten Frau zurücktreten zu sehen. Dadurch würde die wirtschaftliche Grundlage der Frauenemanzipation und damit ihre Emanzipation überhaupt in Frage gestellt werden. „Je weniger der Mann der alleinige Ernährer der Familie ist und zu sein braucht, desto näher rückt das weib-

liche Geschlecht jenem Grundprinzip seiner Befreiung, der ökonomischen Selbständigkeit.“ Meines Erachtens kommt dem ökonomischen Bande im Vergleich zu religiösen Empfindungen, zu den Neigungsverhältnissen der Ehegatten unter einander, vor Allem aber im Vergleich zu der Fessel, die gemeinsame Kinder bilden, eine durchaus sekundäre Rolle zu. Ohne leugnen zu wollen, daß unter bestimmten Voraussetzungen gerade die Rücksicht auf die Kinder die Scheidung zur Nothwendigkeit machen kann: in der Regel hält die Liebe der Eltern zu den Kindern und der Kinder zu den Eltern, die Vorstellung von dem traurigen Loose, das der Kinder im Falle der Scheidung harrt (Frau Braun sagt in einem anderen Zusammenhange sehr schön: „Kinderleid ist das größte auf Erden, weil es die Unschuldbigen und Behrloßen trifft“), in der Regel, sage ich, bestimmen diese Empfindungen auch dort die Ehegatten, bei einander zu bleiben, wo andere Bande nicht mehr stark genug wären, um die Ehe aufrecht zu erhalten. Wie sehr die Abwesenheit von Kindern die Ehescheidung erleichtert, ja, wohl in vielen Fällen geradezu hervorruft, zeigt die französische Statistik. In Frankreich entfielen auf die getrennten Ehen 35 bis 38 Prozent kinderlose Ehen.\*)

Und wie viele Ehen werden, namentlich in den Kreisen der Bauern- und Arbeiterbevölkerung erst mit Rücksicht auf das in Aussicht stehende Kind geschlossen! Der Mann fühlt sich der Frau gegenüber, die bereits ein Kind von ihm unter dem Herzen trägt, ganz anders verpflichtet und eben so die Frau dem Vater ihres Kindes, als wenn der Verkehr ohne Folgen geblieben ist. Und wenn Frau Braun mit einer gewissen Genugthuung von einer Zunahme der Ehescheidungen im Gefolge der industriellen Arbeit der Frauen spricht — denn je freier die Frau ökonomisch dem Manne gegenüberstehe, um so freier könne sie dem Zuge ihres Herzens folgen —, so ist erstens keineswegs überall eine nennenswerthe Zunahme der Scheidungen zu erkennen und zweitens zeigt die Thatsache, daß in der Ehescheidungstatistik England und Norwegen die niedrigste, die Schweiz und Dänemark die höchste Ziffer aufweisen, wie wenig Einfluß die gewerbliche Frauenarbeit auf die Ehescheidungen besitzt. Wollte man diesen Einfluß annehmen, so müßte man dann auch sagen, daß die Selbstmorde in dem Maße zunehmen, wie die Berufsarbeit der Frauen zunimmt. Denn der Parallelismus zwischen der Häufigkeit der Selbstmorde und der Ehescheidungen gehört ja zu den frappirendsten Thatsachen der Moralstatistik.

So lange der Unhold der „ökonomischen Entwidlung“ noch nicht durch vollständige Ueberweisung der Kinder an Anstalten jeden Faden der Liebe der Eltern zu den Kindern ausgelöscht haben wird, kann die Frau

\*) Dettingen, Moralstatistik. Dritte Auflage, Erlangen 1882.

niemals „frei dem Zuge des Herzens“ folgen. Und für die Frau, die sich nicht damit trösten kann, daß der Mann dem gleichen Bande unterliegt, weiß ich bis dahin keinen anderen Rath als den, keine Kinder zu haben.

Die Rückkehr der Frau in die Hauswirthschaft bedeutet, nach Frau Braun, aber nicht nur eine Beeinträchtigung der Frauenemanzipation. Die Einzelwirthschaft stellt eine große Verschwendung von Kraft dar, sie ist unrationell geworden. Es ist viel vernünftiger und technisch zweckmäßiger, wenn eine genossenschaftliche Hauswirthschaft eintritt. Die Frau kann dann ihrem Berufe nachgehen, Geld verdienen und mit Leichtigkeit durch die Vermittelung der genossenschaftlichen Haushaltungorgane eine weit vollkommnere Daseinsform erschließen helfen. Die genossenschaftliche Haushaltung mit der Centralküche, dem großen Eßsaal, dem kleineren Besesszimmer, der genossenschaftlichen Kinderwärterin, den Regelbahnen, mit der Centralheizung und dem elektrischen Lichte: Das ist, wie die Leser der „Zukunft“ wissen, ja eine Lieblingsidee der Frau Braun. Ich will kein Gewicht darauf legen, daß man auch in früheren Zeiten gegen die ökonomisch-technischen Vortheile einer Haushaltung im Großen, namentlich auf dem Lande, keineswegs blind war. Hier und da, in der Lombardei, in Rußland, bei den Südslaven, findet man Hausgemeinschaften mehrerer verwandten Familien noch heute. Aber es wird von ihnen auch berichtet, daß in ihnen häßlicher, bitterer Frauenzank herrsche (*communio mater rixarum!*) und dieser die hauptsächlichliche Ursache für das Absterben der Hausgenossenschaften bilde.<sup>\*)</sup> Wie gering aber auch innerhalb unserer modernen industriellen Arbeiterschaft die Disposition für gemeinsame häusliche Einrichtungen ist, zeigt mir folgende Erfahrung. Eine Dausgenossenschaft richtete in ihren nur mäßig großen, etwa sechs Familien beherbergenden Häusern ein allen Hausbewohnern gemeinsames Badezimmer ein. Und der Erfolg? Erst vielfacher Streit über die Art der Benutzung, schließlich vollkommener Verzicht darauf. Auch die ungünstigen Erfahrungen, die man mit großen Miethslasernen macht, sind nicht geeignet, den Glauben an die Zukunft der genossenschaftlichen Hauswirthschaft zu befestigen. Geht die Gemeinsamkeit der Lebensführung sehr weit, werden die Mahlzeiten in dem großen Eßsaal eingenommen, so mögen die ökonomischen Vortheile nicht unerheblich sein, aber es liegt dann auch ein Heerden-dasein vor, von dem man in Arbeiterkreisen eben so wenig wissen will wie in bürgerlichen Schichten. Wie Viele werden schon nach einigen Wochen der kollektivistischen Lebensführung selbst in den besten schweizer Pensionen überdrüssig, trotzdem der Zwang und die Unruhe, die aus der Gemeinsamkeit mit hundert und mehr Personen entspringen, in solchen nur der Erholung gewidmeten Zeiten doch noch leichter zu ertragen sind als bei ernstester, anstrengender Berufsarbeit.

\*) Cohn, *Gemeinschaft und Hausgenossenschaft*. Stuttgart 1898.

Man vergegenwärtige sich ferner die keineswegs ermuthigenden Erfahrungen, die man mit Fabrikföchen und Fabrikspießsälen macht. Auch dann, wenn ihre Leistungen nichts zu wünschen übrig lassen und die Arbeiter selbst an der Verwaltung theilnehmen, werden sie nicht einmal von allen weitab wohnenden und unverheiratheten Arbeitern benutzt. Die Werthschätzung der Produkte des eigenen Herdes geht so weit, daß sie vorziehen, die Hauptmahlzeit erst abends nach der Heimkehr einzunehmen, oder daß sie sich das Essen mitbringen, besonders, wenn ihnen Gelegenheit gegeben wird, es warm zu stellen. Diese Misachtung der Anstaltsküche ist um so auffälliger, als jetzt ja doch viele Arbeiterfrauen durchaus nicht im Stande sind, in der Hauswirthschaft auch nur bescheidenen Ansprüchen zu genügen.

Zimmerhin gehen auch bei ziemlich kollektivistischer Wirthschaftsführung die Vortheile nicht so weit, wie Frau Braun annimmt. Ich kann mir nicht vorstellen, wie eine Wirthschafterin mit einem oder zwei Küchenmädchen im Stande sein soll, für fünfzig bis sechzig Familien die ganze Beköstigung und das Serviren zu besorgen, oder wie eine Kinderwärtlerin für die Kinder von eben so vielen Familien genügen kann. Jedenfalls setzt die genossenschaftliche Form uninteressirte Arbeit an die Stelle der interessirten. Die Frau geht in die Fabrik und übernimmt eine Arbeit ohne inneren Drang, vorwiegend von Erwerbsrücksichten geleitet. Und an ihre Stelle tritt wieder in Bezug auf die Kinderpflege und Hauswirthschaft eine Angestellte der Genossenschaft, für die diese Arbeit das Selbe bedeutet wie für jene Frau die Fabrikarbeit: ein nothwendiges Uebel. Ich halte es deshalb für möglich, daß selbst bei achtsündigem Normalarbeitstag diese Erwerbsarbeit schwerer drückt als die vielleicht länger dauernde, aber mit größerer innerer Theilnahme ausgeführte Thätigkeit der Arbeiterfrau in ihrem eigenen Heim. Für Frauen der bürgerlichen Klassen, deren Erwerbsarbeit an sich mehr Befriedigung bietet, mag die Sache, wie schon früher angedeutet wurde, anders liegen. Aber auch in bürgerlichen Schichten kann der Kollektivismus in der Kinderpflege und Kindererziehung nicht viel Gutes stiften. Meinen Erfahrungen nach haben wir heute in dieser Beziehung schon weit mehr Kollektivismus, als mit der leiblichen und geistigen Wohlfahrt unserer Kinder verträglich ist. Hier liegt der wahre Fortschritt nicht in einer Steigerung, sondern in einer Verminderung. Geht die genossenschaftliche Hauswirthschaft aber nicht sehr weit, so wird das widerwärtige Heerdendasein einigermaßen vermieden; aber die ökonomischen Vortheile treten dann auch stark zurück.

Die Hauswirthschaft zeigt noch viele Verwandtschaft mit dem landwirthschaftlichen Betriebe. Wie nun in der Landwirtschaft der Großbetrieb keineswegs die Erwartungen erfüllt, die auf ihn früher gesetzt wurden, so wenig dürfte es in der Hauswirthschaft der Fall sein.

Ungleich werthvoller als solche sozialistisch-frauenrechtlerische Utopien sind die thatsächlichen Schilderungen des Buches. Mit unendlichem Fleiß hat Frau Braun eine Unsumme von Einzelheiten aus allen möglichen Kulturländern zusammengetragen, die über die Fortschritte der bürgerlichen und proletarischen Berufsarbeit der Frau Aufschluß geben sollen. Ich wüßte in der That kein Buch zu nennen, aus dem man sich über diese Verhältnisse besser unterrichten könnte.

Leider hat auch hier der frauenrechtlerisch-sozialistische Standpunkt der Verfasserin manche schiefe Wendung verschuldet. Immer bricht wieder die Vorstellung durch, als ob die Frauen den Männern ähnlich wie das Proletariat den Kapitalisten gegenüberstünden. Ich meine, man kann die wirklichen Zustände kaum schlechter als durch diese Analogie erläutern. In ihren Vätern, Brüdern, Söhnen und Gatten haben die Frauen Anwälte ihrer Interessen, wie sie Proletarier in kapitalistischen Kreisen schwerlich finden werden. Es ist deshalb auch ganz unrichtig, die Verbesserungen in der Stellung der Frau einseitig der Frauenbewegung zuzuschreiben. Sie waren doch nur deshalb möglich, weil zahlreiche Männer selbst diese Fortschritte vertreten haben, und zwar nicht nur in der Weise, daß sie den Anregungen der Frauenbewegung folgten, sondern auch dadurch, daß sie die Frauenbewegung zum Theil erst hervorriefen. Wer John Stuart Mills Schrift über die Frauenfrage kennt, wird aus der neueren, von Frauen selbst herrührenden Literatur nicht mehr sehr viel zu lernen haben.

Es besteht heute ein Kampf der Anschauungen über die zukünftige Stellung der Frau im Gesellschaftsleben, ein Kampf zwischen der Konservativen und der fortschrittlichen Auffassung. In beiden Lagern sind Männer und Frauen zu finden. Ich bin nicht einmal sicher, ob der Antheil der Frauen in der Fortschrittspartei größer ist als in der konservativen Gruppe. Um von dem siegreichen Vordringen der Frauen im Kampf eine lebendige Empfindung zu erwecken, schlägt Frau Braun einen gewissen Fanfarenton an. Dieser Siegesbulletinstil ist gewiß sehr geeignet, die an und für sich etwas trodene Aufzählung der einzelnen Fortschritte lesbarer zu gestalten. Aber es stellen sich dann auch Wendungen ein, die an sich nicht unbedingt unrichtig sind und doch leicht eine falsche Vorstellung begründen.

So schreibt die Verfasserin: „Die Schweiz, die zuerst Frauen zum Universitätsstudium zuließ, ist ihrem frauenfreundlichen\*) Prinzip seitdem treu

\*) Eben lese ich in der Neuen Züricher Zeitung (Nr. 13) einen Bericht über die Pestalozzi-Feier des Lehrervereins. Herr Seminarlehrer Gattiker erklärte danach bei einer Rede über „rückständige Postulate Pestalozzi's": „Wie rückständig sind wir in diesem Punkte gerade in der Schweiz! Nicht einmal in der Obergymnasien-Administration für Gerichtenlösungen und Nachturen der Zürich sitzt eine Frau!"

geblieben. Zunächst spricht die steigende Verwendung von Lehrerinnen dafür: seit 1871 haben sie um 87 Prozent, die Lehrer nur um 9 Prozent zugenommen. Einen noch stärkeren Beweis liefert der Umstand, daß die Frauen nicht nur als Schulrätthe, Schulinspektoren, Armenpfleger und — wenn auch vorläufig in geringem Umfang — als Arbeitsinspektoren thätig sind, sondern daß ihnen auch das Recht gewährt wurde, Lehrstühle der Universitäten einzunehmen und, seit 1899, als Rechtsanwältinnen zu praktizieren.“ Der Statistiker fragt da zunächst: Von 1871 bis wann? Er wird weiter betonen, daß die Wüthteilung der Zunahmeprozente nicht ausreicht, um die wirkliche Bedeutung, die den Frauen im Unterrichtswesen zukommt, erkennen zu lassen. Schließlich weiß man auch nicht sicher, welche Kategorien von Lehrerinnen gemeint sind. Es giebt Lehrerinnen in Kleinkinderschulen, in Primar- und Sekundarschulen, in öffentlichen und privaten Lehrerinnenbildungsanstalten. Bei Frau Braun findet man keinerlei Quellenangabe, die den Zweifel beseitigen könnte. Thatsächlich liegen die Verhältnisse heute so, daß in den Kleinkinderschulen nur Lehrerinnen Verwendung finden. In den Primarschulen betrug der Prozentsatz der Lehrerinnen 1885/86 nach Dr. Hubers Eidgenössischer Schulstatistik 31,5; oder auf 6047 Lehrer kamen 2779 Lehrerinnen. Im Jahre 1898/99 waren die analogen Ziffern 36,3 Prozent, 6439 und 3667. Es hat also eine Verstärkung des Antheiles der Lehrerinnen an der Lehrerschaft der Primarschulen zweifellos stattgefunden. Nun ist aber das Schulwesen Sache der Kantone. Forcht man nach den „frauenfreundlichsten“ Kantonen, also nach denen, wo der Prozentsatz der Primarlehrerinnen den für die ganze Eidgenossenschaft geltenden übertrifft, etwa 50 Prozent erreicht oder gar übersteigt, so stoßen wir auf solche, die im Allgemeinen mehr ihrer Naturschönheiten und ihrer ausgeprägt konservativ-katholischen Gesinnung wegen als im Hinblick auf hohe Schulbudgets und Lehrerbefoldungen bekannt sind. Dagegen kommen in dem Kanton Zürich, der von allen Stadt- und Landgebiete umfassenden Kantonen für das Schulwesen die weitaus größten Ausgaben aufweist, auf 790 Lehrer nur 110 Lehrerinnen. In den Sekundarschulen Zürichs giebt es überhaupt keine Lehrerinnen. Des Räthfels Lösung ist: die Lehrerinnen gehören nicht selten katholischen Orden an. Es sind weniger besonders frauenfreundliche als katholisirende Tendenzen, denen sie ihre Stellung im Jugendunterricht verdanken. Uebrigens machen die Ordensschwesterinnen allerdings noch geringere Gehaltsansprüche als selbst die Lehrerinnen weltlichen Standes. Je weniger also ein Kanton geneigt ist, seinem Schulwesen große Opfer zu bringen, desto weniger ist er auch im Stande, männliche Lehrer zu den niedrigen Befoldungssätzen zu gewinnen. Lehrerinnen und Nonnen treten in die Lücke.

Wenn von der Stellung der Frauen als Schulrätthe u. s. w. gesprochen

wird, so handelt es sich doch um ganz vereinzelt Vorkommnisse. Jedenfalls dürfen die „Arbeitsinspektorinnen“ nicht als Fabrikinspektorinnen betrachtet werden. Solche giebt es in der Schweiz noch nicht, trotzdem gerade hier in der Textilindustrie relativ viele Arbeiterinnen beschäftigt werden. Das Recht, an den Universitäten Lehrstühle einzunehmen, besteht darin, daß bis jetzt einmal in Zürich und, wenn ich nicht irre, zweimal in Bern Habilitationen von Frauen als Privatdozentinnen stattgefunden haben. In Zürich hat Frau Dr. Kempin übrigens sehr bald wieder auf die *venia* verzichtet. In Bezug auf den weiblichen Anwaltsberuf ist zu sagen, daß im Kanton Zürich 1899 ein Gesetz zur Annahme gelangte, das Frauen den Erwerb des Anwaltpatentes ermöglicht. Ob der Besitz des zürcher Anwaltpatentes ausreicht, um der Inhaberin auch in anderen Kantonen die Ausübung der Anwaltschaft zu gewährleisten, steht noch nicht ganz fest.

Das sind aber Kleinigkeiten im Vergleich zu den Verzeichnungen, zu den unrichtigen Proportionen, die das Buch in den Kapiteln über die Lage der Arbeiterinnen enthält. Die Wissenschaft hat die Aufgabe, die wichtigsten Typen der Entwicklung anschaulich zu machen. Spricht man von der gewerblichen Frauenarbeit, so werden also die Verhältnisse in den Industriezweigen besonders eingehend zu schildern sein, die eine absolut sehr hohe Ziffer von Frauen aufweisen. Es wird zu zeigen sein, was als Regel anzusehen ist und welche Abweichungen von der Regel nach oben und nach unten hin vorkommen können. Man kann nicht sagen, daß Frau Braun diese Richtschnur immer innegehalten hätte. Jedenfalls besitzt sie für die Abweichungen nach unten, für die stark pathologischen Verhältnisse, ein größeres Interesse als für die Berücksichtigung überdurchschnittlicher Zustände.

Nur so kann man sich die ausgiebige Verwerthung der Untersuchung Stillichs über die berliner Diensthötenverhältnisse erklären. Ich bezweifle nicht im Mindesten, daß die Lage vieler Diensthöten in Berlin traurig sein mag. Daß aber eine technisch so außerordentlich mangelhafte Fragebogen-Enquete wie die Stillichs kein zutreffendes Bild ergeben kann, steht für mich eben so fest. Oder was soll man zu folgender Stelle sagen, die das Resumé über die Lage der Arbeiterinnen in der Gegenwart bildet: „Fürchterlicher als Dantes Hölle ist diese Welt der Arbeit, bevölkert mit bleichen Gestalten, die sich auf wunden Füßen nur schwer fortbewegen, deren Hände, aus denen Behaglichkeit, Wärme, Schönheit, Nahrung, Kleidung für die glücklicheren Menschen hervorgehen, bluten und schwären, deren Rücken gekrümmt, deren Glieder zerfressen sind von Giften, aus deren irren Blicken oft der Wahnsinn strahlt. Und doch fehlt zur Vollenbung der Bilder noch Eines: dicke Wolken von Staub umhüllen die Gestalten, — Staub aus scharfem Metall, aus Pflanzensfasern und Thierhaaren, mit Gift und Krankheitkeimen durchsetzt. Er verdichtet sich vor unseren Augen zu dem riesigen, höhlwangigen Gespenst,

das in den Proletariervierteln sein Wesen treibt: der Lungenschwindsucht.“ Alle Achtung vor der Phantasie und Darstellungskraft, die sich in dieser Stelle ausdrückt, aber ein objektives Bild bietet sie nicht.

Hier komme ich auf das anfangs Gesagte zurück: Frau Braun hält sich im Wesentlichen an die Darstellungen Anderer, Frau Webb hat danach gestrebt, möglichst viel selbst zu sehen und zu beobachten. Arbeitet man wie Frau Braun, so läßt es sich schwer vermeiden, auch dann, wenn man die Gegenwart darstellen will, auf Schriften zurückzugreifen, die vor fünfzehn und zwanzig Jahren erschienen sind. Nun können die Schilderungen, die Thun, Say, Singer, Schönlanke und ich in der Zeit von 1879 bis 1887 entworfen haben, keineswegs mehr als zutreffender Ausdruck für die heutigen Zustände gelten. Durch Arbeiterschutz und Fabrikinspektion ist seitdem sehr Vieles verändert worden. Wenn man in der Art der Frau Braun Alles, was in Vergangenheit und Gegenwart an Mißständen ermittelt worden ist, vereinigt, so müssen Bilder entstehen, die an die der Konvexspiegel erinnern.

Würde Frau Braun sich nur bessere unmittelbare Kenntniß der wirklichen Verhältnisse im In- und Ausland erwerben, so würde sie sich vielleicht auch von der jetzt oft störenden, ungerechtfertigten Ueberschätzung ausländischer Zustände freimachen. Da sollen, zum Beispiel, die Arbeit- und Lebensbedingungen der Diensthoten überall bessere sein als in Deutschland. Auch in der Frauenfrage scheint ihr Deutschland auf einer bedauernswerth tiefen Stufe zu stehen. Hatten der Regus von Aethiopen und der Emir von Afghanistan doch schon Leib- und Hausärztinnen ernannt, als man im Volke der Denker die Frage der Zulassung des weiblichen Geschlechts zum ärztlichen Beruf noch nicht als spruchreif erklärte! Selbst Rußland erscheint ihr in der Frauenfrage als wahrer Musterstaat, während nach meiner Ansicht die Universität Leipzig ganz Recht hatte, als sie erklärte, daß die in Rußland auf sogenannten Mädchen-gymnasien erworbene Bildung im Allgemeinen zu einem erfolgreichen Studium auf einer deutschen Hochschule nicht ausreiche.

Es waren nicht wenige Ausstellungen, die ich vorbringen mußte. Ich würde aber herzlich bedauern, wenn sie Jemanden abhalten sollten, das Buch selbst, und zwar gründlichst, durchzunehmen. Gerade Denen, die sich den Grundanschauungen der Verfasserin nicht anzuschließen vermögen, wird es vielleicht den größten Nutzen bringen. Sie werden durch die überaus gewandte Vertretung des ihnen unrichtig erscheinenden Standpunktes nur zu einem um so ernsteren Nachdenken über die Probleme der Frauenbewegung und der Frauenarbeit gezwungen werden.

Zürich.

Professor Dr. Heinrich Hertner.



## Lobau.

**I**n Duzend Marschälle und Generale mit ihren Adjutanten und Stabs-offizieren drängt sich im Vorraum des kaiserlichen Zeltes, während die letzten Kanonenschläge der österreichischen Artillerie, vereinzelt und immer schwächer werdend, verhallen. Die ersehnte Nacht ist endlich hereingefunken und hat dem Gemüth ein Ende gemacht. Man flüstert leise, denn Napoleon schläft. Nach acht- undvierzigstündigem Wachen hat er sich, vollständig angekleidet, auf sein Feldbett geworfen und ist sofort in tiefen, traumlosen Schlaf versunken.

Die Generale stehen in Gruppen. Der Boden ist mit wunderlichem Wirrwarr bedeckt: Sattelzeug, Degenscheiden, Helme, Säcke, Büchsen, Verbandzeug, Karabiner, Feldstecher, Landkarten thürmen sich auf den Feldstühlen und den langen Brettern, die als Tische dienen. Dort hat ein Reiteroberst sein Kamms geöffnet und taucht die Hände in ein rostiges Becken, in dessen schmutzig dunklem Wasser die Blutstropfen der berühmtesten Marschälle des Zeitalters vereint sind. Hier versucht Einer, den Helm eines Kürassiers als Spiegel zu benutzen, um die Schramme auf seiner Stirn zu besehen. Ein junger Adjutant senkt den Kopf, eine Kameradenfaust fährt in die braunen Locken und streicht sie von der Wunde zurück. Dort ist Einer am Hals, unter dem Bart verwundet. Ein Rasirmesser aus des Kaisers eigenster Schatulle macht die Kunde. Ein General hält drei Finger auf der flachen Hand: es sind seine eigenen. Von Zeit zu Zeit stößt ein schwüler Wind ins Zelt und rüttelt an den Quasten der purpurnen Portieren. Vor einem Stoß Papier sitzt ein Marschall und arbeitet emsig. Alle fünf Minuten erscheinen Ordonanzen, Hauptleute, Offiziere aller Grade, Zufanteristen mit mündlichen und schriftlichen Meldungen. Marschall Davout öffnet die Depeschen, überfliegt sie, macht einige Federzüge und reicht die Papiere dem Adjutanten, der sie fortirt. Ein Anderer, der eine kleine Schar umringt, addirt auf einem Block eine Reihe von Zahlen: die Verluste. General Molitor geht ruhig auf und ab. Von Zeit zu Zeit legt er die Hände vors Gesicht: „Meine Division, meine schöne Division!“ Die halbe Division hat er lassen müssen. In Speeren sperren sie die breite Straße, doppelt und dreifach geschichtet liegen sie dort, Schulter an Schulter, Bataillon an Bataillon. Einige von den Generalen sitzen schweigend, den Kopf in den Arm gestützt, gedankenlos, stumpfsinnig, von juchhabender Müdigkeit zermalmt. Verrückte Tapferkeit, Todesverachtung, Umsicht, Klugheit, — Alles war umsonst. Umsonst die Siege von Regensburg, Ulm, Eckmühl. Umsonst die Feldzüge in Italien, die Triumphe von Lodi, Mantua. Verblühen der Glanz von Austerlitz und Marengo. Die Armee vom Strom getheilt. Die eine Hälfte auf der Lobau zusammengedrängt, die andere lahmgelegt am rechten Ufer. Und der Kaiser schläft.

Man flüstert. Es schwillt an, wie das Gesumme von tausend Bienen. Eine beschwichtigende Handbewegung. Die Stimmen beruhigen sich. Nach einer kurzen Weile schwillt es wieder, bis ein neuerlicher Wink die Zungen bändigt. Die Luft wird allmählich erstickend.

Ein weißhaariger General tritt ins Freie und schnuppert in die Luft. Die Rainacht ist schwül, ohne Erfrischung. Ein sählich fauler Duft legt sich auf die Zunge. Das Blut von fünfzigtausend Menschen schwängert die Atmosphäre.

Am Himmel blüht ein Labyrinth von goldbrothen Bändern. Zwei feurige Komete am westlichen Himmel bezeichnen Aspern und Ebling, wo die Flammen noch wüthen. Er horcht hinaus. In das gleichmäßige Rauschen des Stromes mengt sich ein langgezogenes, ununterbrochenes Seufzen, fernes, leises Wimmern. Vor dem Zelte stehen die Pferde mit der Bedienungsmannschaft. Weiter unten der Donanarm, der im Flackerlicht erglänzt. Am Ufer dunkle Massen: durstige, hertenloje Pferde, Vermundete, die auf allen Bieren kriechen. Da kommt Etwas herabgeschwommen. Ein riesiger, glühender Tropfen. Brennende Balken knattern, feurige Splitter durchsausen die Luft, fallend zischend in die Fluth. Langsam schwimmt es herab. Dann stockt es, pflanzt sich auf, wie eine gigantische Fackel. Am Wasser wundersame Bewegung. Eine geballte Faust taucht empor. Dann zwei Gestalten, wie im Tanz umschlungen, wirbeln vorüber, heben sich, senken sich, verschwinden. Pfosten, Boote und schwere Steine, Baumstämme. Dann furchtbares Krachen und Pischen, Feuergarben. Die Fackel versinkt . . .

Der Offizier kehrt ins Zelt zurück. Eine Erdonanz hat eine Depesche abgegeben. Ein Wink. Tiefste Stille. Davout erhebt sich: „Marschall Vannes ist seinen Wunden erlegen.“ Erschütterung. Harte Gesichter zucken. Man lehnt sich an einander. Männerthänen fließen über goldene Borten. Die Namen Saint Hilaire, Espagne gehen plötzlich durch die Kunde. General Marulaz, von Fragen bestürmt, nickt mit dem Kopf. „Ja, Espagne ist tot. Eine Schützenkugel hat ihn niedergestreckt in dem Graben zwischen Aspern und Ebling.“ Wis jetzt schon drei Generale gefallen!

Marschall Bessières erzählt von den letzten Stunden Vannes'. Er hat ihm noch einmal die Hand gedrückt; und vierundzwanzig Stunden vorher hat man sich so gezannt, daß die Säbel aus der Scheide flogen.

„Glücklich die Toten!“

„Hättet Ihr mich den österreichischen Ulanen gelassen, dann wäre mir jetzt wohl.“

„Es ist aus, Alles aus“, jammert Vegrand, die Hand an seinem Dreimaster, dessen Spitze eine Kanonenkugel abgerissen hat.

Aber das Furchtbarste ist der Anblick der Erdonanzen, der treuen, ernsten Weisähter, in die alle Qualen dieses zweitägigen Ringens ihre Furchen gegraben haben. Unererschüttert stehen sie da. Aber selbst der eiserne Dudinot schlägt seine Augen nieder vor dieser Anklage, diesem Hundeblick.

Wieder schwirren die Stimmen. Der ganze Tag baut sich auf. Die Schleier sind verfliegen. Wie ein Ball aus Granit steht die Gewißheit, das Unabänderliche. Schon regt Geschichte ihre hundert Zungen.

„Man hätte nicht zurückgehen dürfen. Der Erzherzog war schon im Bedränge, das Centrum erschüttert.“

„Aber was war ohne Munition zu machen!“

„Wie ist sie schon um zehn Uhr vormittags ausgegangen.“

„Da hätte man lieber einige Regimenter zurücklassen und die Munition über die Donau schaffen sollen.“

„Oder mit den Bajonetten durchbrechen, wenn man einmal so weit war.“

„Die Reihen den Kartätschen entgegenführen, ohne die Möglichkeit, das Feuer zu erwidern?“

„Was war mit dem Rückzug gewonnen? Zwei Stunden hatten wir stehend das Feuer auszuhalten.“

„Es war unvermeidlich; der Feind wäre sonst zwischen Ebling und die Donau eingedrungen und das ganze Corps zermalmt worden.“

„Es hat Mühe genug gekostet, die Planke zu verteidigen. Meine armen Tirailleure! So schöne junge Leute! Zum ersten Mal im Feuer!“

„Sie haben die Armen gerettet.“

Der Generalstabsoffizier César de la Saville, der den verhängnißvollen Rückzugsbefehl übernommen hat, wird stürmisch befragt, wie es denn zugegangen sei.

„Ich treffe den Kaiser bei der Ziegelei und melde ihm, daß wir auf der ganzen Linie siegen. Ich erwarte, der Kaiser wird entzückt sein. Aber nichts davon. Seine Stirn legt sich in Falten. Er wendet sich an einen Adjutanten. Da höre ich, was geschehen ist: die große Donaubrücke gerissen! Ein ganzes Kürassierregiment in der Mitte getheilt, Noß und Mann auf dem Wasser schwimmend. Der Kaiser geht auf und ab. Nur drei Minuten. Dann sagt er: 'Meiten Sie, so schnell Sie gekommen sind, zurück und sagen Sie dem Marschall, er soll den Angriff einstellen.' Das war das Todesurtheil.“

„Die Donau ist schuld, nur die Donau.“

„Noch nicht Ende Mai! Da ist noch viel Schnee im Gebirge.“

„Um vierzehn Fuß in sechs Stunden gestiegen!“

„Das Element hat uns besiegt.“

„Ja, hätten wir nur Anker gehabt! Aber nur Kanonen und Ballast. Das hat sich nicht festgehalten.“

„Die Belastung der Pontons war zu schwach.“

„Tausend Anker hätten nicht genügt. Der Wasserdruck war zu groß. Mit Pontons gehts eben nicht, um diese Jahreszeit.“

„Zu einer Bodbrücke war keine Zeit.“

„Dann hätte man nicht übers Wasser gehen dürfen.“

„Man hätte, — man hätte! Man hätte wissen sollen, daß das Wasser steigen, daß die Brücke reißen wird. Wenn man das Alles vorauswissen konnte, dann hätte man vielleicht den Krieg nicht erklärt.“

Bewegung unter den Generalen: Massena tritt ein. Seine Stimme heiser, kaum hörbar. Sofort tiefste Stille. Jeder möchte ertauschen, was Massena sagt. „Aspern und Ebling sind noch besetzt. Der Rückzug auf die Lobau ist gesichert.“

„Aber was weiter? Das ist die Frage.“

„Zurückgehen über den großen Arm, Wien räumen?“

Keiner wagt, es auszusprechen.

„Wien wird sich erheben.“

„Preußen wird uns die Verbindung abschneiden.“

„Wie werden uns durchschlagen. Dreißigtausend Mann am rechten Donauufer sind noch unterseht.“

„Und die italienische Armee, die sich mit uns vereinigen soll? Wo wird sie uns finden? Sie wird mitten in den Feind marschieren.“

„Wenn der Erzherzog morgen früh losschlägt, sind wir verloren. Wir werden in der Lobau zusammengebrängt und in die Donau geworfen.“

„Das Beste wäre, noch in der Nacht die Lobau räumen.“

„Aber wir haben ja keine Brücke! Wie wollen Sie sechzigtausend Mann auf die rechte Donau bringen? Sollen wir vielleicht schwimmen?“

„General Bernetti, wie steht es mit der Brücke?“

„Ich habe sie dreimal reparirt. Jetzt ist aber das Material zerstückt. Mit Pontons gehts nicht mehr. Die Last drückt zu stark. Die Truppen waten schon heute früh bis an die Knöchel im Wasser.“

„Es bleibt nichts übrig, als mit den Rähnen hinüberzufahren.“

„Dazu ist die Nacht viel zu kurz.“

„Und was machen wir mit den fünfzehntausend Verwundeten, den Kanonen, dem Wagenpark? Die müßten wir dem Feind lassen.“

„Dann sind wir geschlagen.“

„Wir sind geschlagen!“

Ja, wir sind geschlagen. Wie ein Doldstoß fährt es durch die Herzen. Und was wird Paris dazu sagen! Und die ganze Welt, die auf die Lobau sieht! Vor den Augen flimmert's. Draußen rauscht die Mainacht. Um vier Uhr früh geht die Sonne auf. Der Gedanke an die Kürze der Nacht hat alle Gemüther überwältigt. Die Sonne, die entseßliche Sonne! Jede andere Erwägung verschwindet vor dem grausigen Gedanken: in fünf Stunden geht die Sonne auf . . . Ein ungeheurer Neid auf die Toten, die diesen Sonnenaufgang nicht mehr schauen müssen.

Da, mit einem Schlage, heben sich die Häupter. Schritte. Das Zelt öffnet sich. Napoleon. Ein dichter Ring bildet sich. Er drückt den Generalen die Hand. Dann erklärte er kurz die Situation:

„Wir haben einen schweren Tag gehabt. Unsere Verluste sind groß. Fünfzehntausend Mann unserer besten Truppen bedecken das Schlachtfeld. Aber der Verlust des Feindes muß dreimal so groß sein. Wir haben Wunderbares geleistet. Wir haben die Lobau, einen kostbaren Stützpunkt unserer weiteren Operationen. Wir haben im Angesicht von neunzigtausend Mann die Donau überschritten. Das war der Zweck des heutigen Tages. Wir haben keinen Anlaß, das Gewonnene aufzugeben. Die Oesterreicher müssen jetzt eine Zeit lang Ruhe halten. Wenn wir auf das rechte Donauufer zurückgehen und die Lobau räumen, dann stehen wir dort, wo wir heute früh waren, aber wir sind geschlagen. Wir hätten fünfzehntausend Mann verloren und nichts dafür gewonnen. Wir bleiben, wo wir stehen. Die Armees aus Italien ziehen wir an uns. Drei Viertel der Verwundeten führen wir in unsere Reihen zurück. Ueber die Donau werden wir eine gezimmerte Brücke schlagen. Dazu ist reichlich Zeit. Massena: Sie werden Aspern bis Mitternacht halten und inzwischen die Armees über die kleine Brücke in die Lobau zurückführen. Davout: Sie verfügen sich auf das rechte Ufer und halten Wacht, bis die große Brücke fertig ist. Inzwischen lasse ich auf Rähnen Lebensmittel und Munition auf die Insel schaffen. Das werde ich persönlich leiten. Savary und Berthier begleiten mich. Wir müssen zu Fuß gehen, denn es giebt Bäche zu durchwaten.“

Nach diesen Worten verabschiedet er sich. Dunkel umfängt ihn und die Getreuen. Aller Augen aber leuchten. Man schüttelt einander die Hände. Jeder schwingt sich aufs Pferd und sucht seinen Truppentheil auf.

## Selbstanzeigen.

**Friedrich Nietzsche's Herrenmoral.** Eine sachliche Würdigung, allen Verehrern und allen Verächtern Nietzsche's gewidmet. Verlag von Julius Klinckschardt in Leipzig. 40 S. gr. 8<sup>o</sup>, Preis 0,60 Mark.

Diese kleine Schrift\* ist ein Resultat mehrjährigen Nietzsche-Studiums. Sie hält sich fern von aller Verhimmelung des Denkers und soll nur dem Zwecke dienen, historische Gerechtigkeit walten zu lassen. Ich glaube, den Nachweis geführt zu haben, daß sowohl die Vergötterer als auch die Gegner Nietzsche's zu einer erschöpfenden Auffassung der Herrenmoral nicht gelangt sind. Nietzsche ist nicht der Verkünder einer bestialischen Willkürmoral, sondern seine Lehren sind gegen die Decadence gerichtet, die als Wirkung der lebensfeindlichen Religionen und der auf ihrem Grunde erwachsenen Mitleidsmoral erscheint. Die Quellen der Decadence sollen verstopft werden. Wo Nietzsche von der „blonden Bestie“, von „besseren Raubthieren“ u. s. w. spricht, ist er von historischen Betrachtungen geleitet. In seiner Lehre von der „schenkenden Tugend“ schafft er einen Ersatz für das als schädlich abgewiesene Mitleid. Fast alle Gegner Nietzsche's haben diese Lehre nicht genügend gewürdigt. Aus schwerwiegenden Gründen muß die Herrenmorallehre in ihrer Totalität abgelehnt werden. Werthvoll an ihr ist der Nachweis, daß die Menschheit eines kommandirenden Gedankens bedarf. So lange er ihr fehlt, mag Nietzsche's Zeichnung des „vornehmen Menschen“ als erzählendes Vorbild eine stellvertretende Rolle spielen. Nietzsche hat den Renaissancegedanken für die Moral vollendet, indem er den Menschen in Hinsicht seines Handelns auf sich selber stellt. Dr. Otto Grambow.



**Sammlung Neugriechischer Gedichte und Studie über den Hellenismus.**

Marburg a. L. Verlag der Universität-Bibliothek von R. G. Elwert.  
Preis 2 Mark.

Die Studie und Gedichtsammlung sind als eine Ergänzung meines Buches „Griechenland vor und nach dem Kriege“ anzusehen. Die genauere Kenntniß der neugriechischen Literatur führt zu einer besseren Werthschätzung des neugriechischen Volkes, dessen inneres und äußeres Leben sich in diesen Dichtungen spiegelt. Die vor etwa sechzig Jahren erschienene Neugriechische Anthologie von Rind und auch die Literaturgeschichte von Sanders und Rangabé sind schon veraltet und manche Perle der neugriechischen Literatur ist uns bisher unbekannt geblieben. Meine Anthologie enthält Neues; insbesondere einige Gedichte von Alcon Rangabé, die bekannt zu werden verdienen.

Marburg a. L.

Oberstleutnant z. D. Adalbert Boyen.



**Die Werkstatt der Kunst.** Organ für die Interessen der bildenden Künstler, München.

Die bildende Künstlerschaft hatte bisher kein Organ zur Vertretung ihrer Interessen in der Presse. Es gab wohl Kunstzeitschriften in Hülle und Fülle,

aber diese Kunstzeitschriften waren eben ganz auf das Bedürfnis des Publikums zugeschnitten und steckten sich meistens nur das Ziel, durch illustrierte, die einzelnen Erscheinungen des Kunstlebens „kritisirende“ Plaudereien zu unterhalten. Damit war aber der Künstler selbst nicht gebient, denn durch diese Plaudereien konnte der Künstler weder mit dem eigenen geistigen Leben seines Publikums Fühlung gewinnen, noch vermochte er mit ihrer Hilfe einen nennenswerthen Einfluß auf die öffentliche Meinung über Kunst und Kunstschaffen zu üben. Das Bedürfnis nach einem eigenen Organ ihrer Interessen in der Presse war deshalb schon lange in der Künstlerchaft lebendig. Die Frucht mußte aber erst

reif werden. In der That ist es nun geschehen. Ein Kreis von Baume der Erkenntniß gepflegt: unsere Zeitschrift „Die Werkstatt der Kunst“ wurde gegründet. Ihr Name ist ihr Programm. Die Zeitschrift soll werktätig schaffen: aus der Werkstatt für die Werkstatt wirken. Sie soll Alle, die in der Kunst sich werktätig mühen, auf ihrer Arbeit Nützliches und Schädliches aufmerksam machen und ihrem werktätigen Streben bei fernem Stehenden die gebührende Würdigung zu verschaffen suchen. Wer also nur kurzweilige Plaudereien und Illustrationen von einer Kunstzeitschrift verlangt, soll „Die Werkstatt der Kunst“ nicht lesen. Wer aber aus den Werken der bildenden Kunst den leidenschaftlichen Pulsschlag des Künstlerherzens herauszufühlen vermag, wer im Kunstwerk eine Aeußerung geistigen Lebens sieht, wer zum Verständnis dieser Aeußerungen eine engere Fühlung mit dem geistigen Leben des Künstlers selbst sucht, Der wird „Die Werkstatt der Kunst“ willkommen heißen.

München.

J. Fr. Hartung.



**Vichter.** Verlag von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig, 1902.

Eine Probe:

Wenn die Nacht kommt.

In Halderbüsten ruht die Nacht,  
Vor meiner Thür die Rosen  
Haben mir späte Kunde gebracht  
Von des Tags muthwilligem Losen  
Und seiner vertrauhten Nacht.

Vorüber schwebt und lautlos hebt  
Der Mond die hellen Schwingen.  
Aus offenem Fenster fernhin hebt  
Ein zartes Mädchen-singen.  
Und Alles lauscht, was lebt.

Thorwärts halten Träume Wacht,  
Es feiern Stadt und Thürme  
Nichts mehr, was uns traurig macht,  
Sonne nicht und Stürme!  
In Halderbüsten ruht die Nacht.

Hamburg.

Max Meyer.



## Die Hochbahn.

Die berliner Hochbahn ist seit dem achtzehnten Februar dem Verkehr übergeben und damit ist ein Unternehmen, zu dem am zehnten September 1896 der erste Spatenstich gethan worden war, ins hauptstädtische Leben getreten. Die berliner Bevölkerung hat das Entstehen der neuen Verkehrsanstalt mit wechselnden Gefühlen verfolgt. Zunächst war man für das Unternehmen Feuer und Flamme, denn man machte sich keine recht klare Vorstellung davon, wie es sich auf den berliner Straßen eigentlich ausnehmen werde; es sollte zierlicher als die Stadtbahn werden, sagte man und schien zu glauben, eine Hochbahn sei ein Ding, das in der Luft schwebt und unter dem Schutze einer Tarnkappe fährt. Als nun die Eisenkonstruktionen aus der Erde emporsprossen, wandelte sich der Enthusiasmus in Groll und über die Schädigung der Hausbesitzerinteressen und die Verunstaltung schöner Straßenviertel wurden laute Klagen angestellt. Die mit ihrer rothen Farbe anfangs hübschen Eisenträger sind inzwischen mit einer hübschen Architektur umkleidet worden und der Groll der Berliner hat nachgelassen. Vom Standpunkt der Technik aus muß man sagen, daß Berlin in der Hochbahn eins der modernsten und genialsten Kunstwerke besitzt. Selbst der Laie — und ich fühlte mich in robus technicus ganz als solchen — merkt, daß er hier nicht nur ein Durcheinander von Eisen, Trägern, Brückenpfeilern und Schienen vor sich hat, sondern, namentlich in den Spreelüberführungen und dem Gleisdreieck, ein technisches Meisterwerk.

Die große Frage, die jetzt auf allen Lippen liegt, lautet: Wie wird der Hochbahnbetrieb auf den berliner Verkehr und die bestehenden Verkehrsunternehmungen wirken und wie wird sich die Rentabilität des neuen Unternehmens gestalten?

Auf den berliner Verkehr wird die Hochbahn in gewissem Sinn revolutionirend wirken; sie wird den Charakter ganzer Straßenzüge verändern. Dabei muß man zwischen dem östlichen und dem westlichen Theil der Bahn unterscheiden. In beiden Theilen haben die Grundbesitzer gekammert; erstens werde die Gegend verunstaltet, zweitens entwerthe das Geräusch der Bahn und die Verfinsterng der Fenster in den unteren Etagen die Häuser in den Augen der Miether. Das ist richtig. Dazu kommen noch hygienische Bedenken; denn die Hochbahn durchfährt gerade solche in Berlin selten werdende Straßenzüge, die noch mit Baumgruppen geschmückt waren. Die Bäume sind nun gefallen; und man kann sich denken, daß namentlich kinderreiche Familien in der gegen Regen geschützten Promenade, die der Hochbahnschienenweg gewährt, keinen willkommenen Gesicht erblicken. Doch der Widerwille der Miether ist im östlichen Stadtviertel ziemlich wechelos. Wer da draußen im Osten wohnt, muß fast immer dort wohnen; Berufspflicht oder Gelbnoth fesselt ihn an diese Stadtgegend. Anders ist es im Westen. Die Anwohner des Theiles der Hochbahn, der vom Halle'schen Thor westwärts führt, werden in vielen Fällen ihrem Mißvergnügen dadurch Ausdruck geben, daß sie die Wohnung kündigen. Dadurch werden die Häuser entwerthet und viele Hausbesitzer geschädigt. Diese Entwerthung wird im westlichsten Theil besonders fühlbar werden; am Meisten vielleicht auf dem Rollendorfplatz, der seinen Villencharakter allmählich verlieren dürfte. Für die Kleist- und Rollendorfsstraße ist die Veränderung unangenehmer als etwa für den Potsdamerplatz,

der selbst eine Hochbahn-Anlage ohne Schädigung der Anwohner vertragen könnte, weil er längst zum Geschäftsplatz geworden ist. Das vornehme Publikum wohnt in den vielen Nebenstraßen, die nah bei dem Platz liegen oder in ihn münden. Vielfach hofft man nun, an der Hochbahntrasse werde sich, wie fast immer an neuen Verkehrswegen, ein reges Geschäftsleben entwickeln und auch der Kollendorsplatz zum Geschäftsplatz werden. Das ist möglich. Nur darf man nicht vergessen, daß der Kollendorsplatz schon bisher sehr gute Verbindungen hatte und daß ein Stadttheil, in dem zum großen Theil Willen für den eigenen Gebrauch des Besitzers erbaut sind, nicht leicht für Geschäftszwecke umzuwandeln ist. Die Aenderung wird kommen, aber vielleicht erst nach Jahren.

Wird nun, wie so oft schon in ähnlichen Fällen, das durch das neue Unternehmen gesteigerte Verkehrsbedürfnis nicht zunächst den älteren Unternehmungen Nutzen bringen? Der Omnibus scheidet hier freilich aus. Ihm scheint im Zeitalter der Elektrizität das Todesurtheil gesprochen. Der stärkste Konkurrent der Hochbahn ist die Große Berliner Straßenbahn und man muß sich darüber wundern, daß die Hochbahn bei ihren tarifatischen Bestimmungen auf diese Konkurrenz so wenig Rücksicht genommen hat. Die Stellung der „Großen“ ist durch die Verkehrspolitik unserer Stadtvertretung noch gestärkt worden; namentlich durch den Zehnpfennigtarif. Dieser Tarif ist an sich ja durchaus unlogisch. Er widerspricht der allgemein anerkannten Forderung, Leistung und Gegenleistung müßten einander entsprechen. Logisch wäre ein Maximaltarif von zehn Pfennigen, der nach unten, je nach der Fahrstrecke, abgestuft würde. Das ist einstweilen nicht zu erreichen; und so nehmen wir den Mangel an Vogik hin und freuen uns der Fahrpreisermäßigung, die eine allzu üppige Dividendenwirtschaft der Straßenbahn hindert und der Verstädterung zu annehmbarem Preis vorarbeitet. Der Zehnpfennigtarif ist außerdem aber eine starke Waffe, mit der die Straßenbahn jede Konkurrenz niederschlagen kann. Der Rückgang des Omnibusverkehrs war unaufhaltbar; beschleunigt aber hat ihn doch auch der Zehnpfennigtarif. Wenn die Hochbahn mit einem solchen Tarif auf den Plan getreten wäre, dann wäre ihre Konkurrenz noch viel mehr zu fürchten als heute, wo sich der Tarif zwischen zehn und fünfundschwanzig Pfennigen abstuft. Die Leitung der Großen Straßenbahn hat in ihrer finanziellen Kalkulation die Konkurrenz der Hochbahn ziemlich stark bewerthet. Das war in gewissem Sinn auch berechtigt und auf alle Fälle sehr vorsichtig. Denn der Verkehr auf der Hochbahn wird nicht nur neu erwachendes Verkehrsbedürfnis befriedigen, sondern der Straßenbahn immerhin einen ansehnlichen Theil ihrer Kundschaft, wenn man so sagen darf, entziehen. Allerdings darf man auch nicht vergessen, daß die Straßenbahn ein erhebliches Verkehrsquantum unbefriedigt läßt. Man denke nur an die Kalamität, die in den Mittagsstunden und in einigen Abendstunden der Verkehr durch die Leipziger Straße nach Osten und Westen täglich durchzumachen hat. Wenn die an den Haltestellen Zurückbleibenden, deren Zahl durch die bewilligten Anhängewagen jetzt ja etwas verringert ist, die Untergrundbahn benutzen, so wäre dadurch die Straßenbahn nicht geschädigt. Doch all diese Massen bekommt die Hochbahn gar nicht; Viele wollen nach den Vororten, Andere sind auf der Straßenbahn abonniert und scheuen die doppelten Kosten. Auch endet der Verkehr auf der Hochbahn vor zwölf Uhr nachts, so daß gerade das

große Geschäft auf den Nachlinien der Straßenbahn unge schmälert erhalten bleibt. Immerhin aber ist die Hoch- und Untergrundbahn eine Konkurrenz, die nicht zu verachten ist und die vielleicht noch mehr, als man jetzt anzunehmen mag, der Straßenbahn Abbruch thun wird.

Die wichtigste Frage ist aber, ob, selbst bei sehr großem Konkurrenzzue, die Einnahmen des neuen Unternehmens den Erwartungen entsprechen werden. Die Hochbahn sieht sehr schön aus, sie ist ein Wunderwerk moderner Technik; doch ich glaube, auch hier wird das Wort von Wilhelm Busch Wahrheit werden: „Aber wenn die Kosten kommen, fühlen sie sich angstbekommen.“ Wie ist die sekundäre Verfassung der Hochbahn? Die Aktiengesellschaft für elektrische Hoch- und Untergrundbahnen hat ein Aktienkapital von 20 und eine Obligationenschuld von vorläufig 12½ Millionen Mark. Dieses ganze Geld ist verbaut. Das wird offen zugegeben. Da die Strecke der Hochbahn innerhalb des berliner Reichsbildes 10,1 Kilometer beträgt, so kommen etwa 3 Millionen Mark Anlagekosten auf den Kilometer. Nun wird aber in eingeweihten Kreisen behauptet, schon jetzt seien mindestens 36 Millionen Mark verbaut. Die ursprünglichen Baukosten waren auf 15 Millionen veranschlagt; für diesen Betrag übernahm die Firma Siemens & Halske die Bahn, mit der Bedingung, eine etwa eintretende Ueberschreitung des Baukapitals nur bis zu 5 Prozent der bezeichneten Summe geltend zu machen. Dazu kamen nun aber noch die sehr hohen Kosten des Grunderwerbs. Nimmt man an, daß wirklich, wie in der letzten Generalversammlung gesagt wurde, die Baukosten des Unternehmens nur auf 32½ Millionen Mark zu schätzen waren, so müßten mindestens 24 Millionen Menschen im Jahr zu durchschnittlich zehn Pfennigen befördert werden, wenn die Unkosten einigermaßen gedeckt werden sollen. Zunächst ist es fraglich, ob diese Zahl erreicht wird. Man hat die berliner Stadtbahn zum Vergleich herangezogen und ausgerechnet, vor neun Jahren habe diese Bahn 2,14 Millionen Menschen auf den Bahnkilometer befördert. Dieser Vergleich ist aber unzulässig. Denn man sollte doch nicht vergessen, daß die Stadtbahn, als sie in den berliner Verkehr eintrat, eine ganz geringe Konkurrenz vorfand. Sie konkurrierte mit Pferdebahnen, die sie an Schnelligkeit weit, weit hinter sich ließ. Sie revolutionierte damals den ganzen berliner Verkehr und schuf thatsächlich vollkommen neue Verkehrsbedürfnisse. Außerdem waren die Linien der Pferdebahn viel kürzer als die der Stadtbahn und die Straßenbahnleiter dachten damals noch nicht daran, einen Zehnpfennigtarif einzuführen; für manche lange Strecken gab es überhaupt keine andere Verbindung als die Stadtbahn, die obendrein noch so ziemlich das billigste Verkehrsmittel war. Mit der jetzigen Verkehrsziffer auf der Stadtbahn wird die Hochbahn sich überhaupt nie vergleichen können, denn eine riesenquote des Stadtbahnverkehrs entfällt ja gerade auf die Verbindungen mit den Punkten, wo die Hochbahn völlig versagt: auf den ganzen Vorortverkehr. Die Hochbahn endet vor Treptow und vor dem Brunwald; ihr fehlt der Ausflugsverkehr. Man hat ausgerechnet, daß die Große Berliner Straßenbahn auf den Linien Zoologischer Garten-Treptow, Savignyplatz-Gdrlitzerbahnhof, Umlandstraße-Küstrinerplatz im Jahre 1898 allein schon 25 Millionen Personen befördert hat. Diese Rechnung wäre stichhaltig, wenn die Hochbahn schon 1898 in Betrieb gewesen wäre, nicht aber jetzt, wo die Straßenbahn auf diesen Strecken für zehn

Fennige befördert, während die Hochbahn in der dritten Klasse sich dafür fünfzehn Pfennige bezahlen läßt. Nur der Theil des Publikums, dem es auf die möglichste Schnelligkeit ankommt, wird das neue Verkehrsmittel benutzen. Allenfalls wird der Zwischenverkehr innerhalb der Fehnpfennigstrassen aufgesucht werden. Um aber zu beurtheilen, in welchem Umfang das Beispiel zum Vergleich herangezogen werden kann, mühte man auch wissen, wie viele Abonnenten unter den auf der Straßenbahn beförderten Personen waren; denn sie sind eben für die Hochbahn verloren. Endlich wurde noch darauf hingewiesen, daß die Siemens & Halske-Linie (Behrenstraße-Treptow) allein 7 Millionen Fahrgäste im Jahr aufzuweisen hat. Doch auch dieser Vergleich ist nicht maßgebend, denn hier handelt es sich in den meisten Fällen um Durchgangspassagiere, die dahin wollten, wohin die Hochbahn nicht fährt, nämlich nach Treptow. Außerdem hat die Hochbahn keine so günstige Haltestelle wie die in der Behrenstraße. Aber wir wollen einmal annehmen, die Berechnung der Hochbahn sei richtig und sie würde schon im ersten Jahr etwa 2½ Millionen Passagiere befördern. Um das Rechenexempel zu erleichtern, nehme ich sogar an, sie befördere rund 25 Millionen zu zehn Pfennigen. Das macht eine Einnahme von 2,5 Millionen Mark. Davon hat die Gesellschaft zunächst die folgenden Lasten zu tragen: 33 000 Mark sind an den Fiskus als Abgabe für die Benutzung fiskalischer Grundstücke zu zahlen; etwa 60 000 Mark werden die städtischen Abgaben betragen; 530 000 Mark sind als 4¼ prozentige Annuität für den Obligationendienst zu berücksichtigen, so daß ungefähr 700 000 Mark von solchen Abgaben verschlungen werden. Bleibt eine Million, — unter der Voraussetzung, daß nicht schon sehr bald das Obligationenkapital erhöht wird. Wenn nun eine vierprozentige Dividende auf das Aktienkapital, in Summa 80 000 Mark, vertheilt werden soll, so bleibt eine Million zur Deckung sämmtlicher Verwaltung- und Betriebskosten übrig. Damit kann die Gesellschaft nicht auskommen. Bei der Großen Berliner Straßenbahn entfielen auf rund 25 Millionen Betriebseinnahmen 15 Millionen Betriebsunkosten. Wenn wir also auch bei der Hochbahn die Unkosten auf 60 Prozent der Einnahme berechnen, so wären in dem angeführten Beispiel mindestens 1½ Millionen Unkosten zu rechnen. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß der kostspielige Bau der Wagen in die bisherigen Baukosten noch nicht einbezogen scheint, und ferner zu bedenken, daß die — bei der Straßenbahn fehlende — Trennung in Wagen dritter und zweiter Klasse den Betriebskoeffizienten erhöht. Wenn man durchaus die Stadtbahn als Vergleichsobjekt nehmen will, so muß man auch in Betracht ziehen, daß die Stadtbahn ihr Anlagekapital nur mit 2 Prozent verzinst und daß auch diese Verzinsung nur durch eine für sie sehr günstige Berechnung mit anderen Staatsbahnlinien ermöglicht wird. Nun kommt für das erste Jahr die Betriebsgarantie von Siemens & Halske in Betracht. Garantiert ist für dieses Jahr eine vierprozentige Verzinsung der für die eigentliche Bahnanlage verwendeten Kapitalien, wobei für Grunderwerb höchstens 4 Millionen Mark in Anrechnung gebracht werden können. Das ist aber nicht etwa gleichbedeutend mit einer vierprozentigen Dividende, denn das Bankkapital war eben geringer als das jetzige Anlagekapital. Außerdem lasten auf dem Unternehmen noch 1250 Genussscheine für die Firma Siemens & Halske, die einen Werth von 1½ Millionen Mark repräsentiren. Für deren Belastung muß doch schließlich Etwas in Reserve gestellt werden.

Die Aktiengesellschaft für Hoch- und Untergrundbahnen hat sehr geschickt in der Presse das Tamtam zu schlagen verstanden. Wohl nicht nur, um die Aufmerksamkeit der Berliner auf das neue Unternehmen zu lenken, sondern wahrscheinlich auch, um zu Aktienkäufen anzuregen. Eine recht nette Kurssteigerung konnte denn auch inzieniert werden. Nach meiner Ansicht aber werden die Aktionäre ganz froh sein können, wenn sie mit der Betriebsgarantie von Siemens & Halske diesmal 4 Prozent Dividende bekommen und wenn nach Jahresfrist nicht schon eine Zusammenlegung der Aktien nothwendig wird. Plutus.



## Theater.

**N**orbert Freiherr von Bollerlingk, cand. jur., hat eine Brochure gegen den Zweikampf geschrieben, den er, wie vor ihm Mancher, für einen Rest veralteter Feudalsitte hält. Wir leben im Rechtsstaat, so ungefähr sagt der junge Herr, der sicher, seit er Couleurstudent war, sehr viele liberale Zeitartikel gelesen hat, und müssen uns seiner Sayung fügen. Beleidigungen gehören vor's Strafgericht; und wer gegen ein Gesetz sündigt, darf seinem ordentlichen Richter nicht entzogen werden. Solche Weisheit ward in den letzten Jahrzehnten nicht gerade selten auf den Markt gebracht. Doch der freiherrliche Rechtskandidat hat Glück: seine Brochure wird gedruckt, gelesen und eifrig besprochen; sogar der Name des Verfassers, der unerkannt bleiben wollte, kommt schließlich ans Licht. Das ist nicht ganz angenehm. Denn erstens kämpft Norbert's Vater eben, als deutsch-konservativer Kandidat, irgendwo in Ostelbien um ein Reichstagsmandat; zweitens möchte der Duellfeind sich der Tochter des hyperkonservativen Grafen Michael Kellinghausen verloben; und drittens will selbst der liberalste Junker nicht als cand. jur. oder Assessor sterben. Immerhin: Ruhm ist eine schöne Sache; und Norbert Freiherr von Bollerlingk ist kein Kavalier wie andere Kavaliers, sondern ein freier, stolzer und froher Adelsmannsch modernsten Schlages. Von der Mutter hat ers nicht. Die ist sehr fromm und ein Bißchen boshaft; sie zieht sich gern gut an, sitzt im Vorstand christlicher Wohltätigkeitsvereine und sonnt sich in der Gunst einer königlichen Hoheit. Aber der Vater ist ein starker Geist und der beste Redner einer Fraktion, die doch über Intelligenzen vom Kaliber Stolberg's und Levekov's zu verfügen hat. Und noch stärker an Geist ist des Vaters Freundin, die Gräfin Beate von Kellinghausen. Eine sehr merkwürdige Frau. Sie wird die Egeria der preussischen konservativen Partei genannt. In ihrem Salon wird über die fraktionelle Taktik entschieden, werden Geseßentwürfe der Verbündeten Regirungen angenommen und abgelehnt. Also eine energische Dame, die dem Volk die

Religion erhalten, die Landwirthschaft schützen, demokratische und sozialistische Annäherung niederzwingen will? Nein. Für Bölle, Ursprungszeugnisse und Handelsverträge interessiert sie sich gar nicht; und eben so wenig für die heiligsten Güter der Nation. Das Land der Griechen sucht sie mit der Seele, schwärmt für das Recht der Leidenschaft und sehnt sich nach kraftvollen Persönlichkeiten, die von keiner Tradition sich, vom Zwang keiner Sitte bändigen lassen. Solcher Sehnsucht verheißt das konservative Programm bekanntlich Erfüllung; wer auf Preußens starrem Boden ein neues Hellas schaffen, die Razavenermoral entthronen, von lastender Ueberlieferung die Geister befreien will, Der muß zur Fahne der Konservativen schwören. Das hat die kluge und schöne Gräfin eingesehen und sich deshalb auf Die um Ledebow den bestimmenden Einfluß gesichert. Die werden die Sache schon machen. In ihren Mußestunden hat sie den Sohn ihres Freundes zum Hellenen erzogen. Und dieser Hellene hat nun eine Brochure gegen den Zweikampf geschrieben.

Frau Beate aber sorgt nicht nur für den Sohn, sondern auch für den Vater. Den hat sie vor fünfzehn Jahren in einem Kurort kennen gelernt. Sie war eben wieder einmal vom Krankenbett aufgestanden und ging mit Ellen, ihrem Töchterchen, spaziren. Das Kind wurde müde; die Mutter aber war noch zu schwach, um es tragen zu können. Da kam ein stattlicher Herr des Weges, nahm artig die weiße Mütze vom Haupt, stellte sich als Richard Freiherrn von Böklerkingk vor und bat um die Erlaubniß, die Kleine auf seinem Arm nach Hause bringen zu dürfen. Die ward ihm gewährt. Beate lernte Richard, Richard Beate lieben; und nach einer nicht allzu langen Anstandsfrist waren zwei Ehen gebrochen. Natürlich will die Frau den liebsten Mann auch in Berlin nicht entbehren und läßt ihn ins gastliche Haus ihres Eheherrn. Der Freiherr aber hat Grundsätze. Er geht zwar zu Kellinghausens und drückt die Hand des Mannes, dessen Frau er heimlich in unsauberer Absteigequartieren umarmt. Als er nach ein paar Jahren aber mit dem Grafen Michael intim geworden ist, hält er's für besser, den Sexualverkehr abzubrechen. Der Gräfin, deren Verlangen noch nicht erlosch, behagt dieser Entschluß gar nicht; doch der Freiherr bleibt standhaft, trotz Beates begehrendem Blick. Nur manchmal noch wird, wie einst im Mai, von der Liebe geredet und, wenn Madame sehr bittet, sogar Du gesagt; sonst geht Alles korrekt zu. Die beiden Männer sind innig befreundet, die beiden Frauen kommen leidlich mit einander aus und Richards Sohn wird Beates Tochter heimsühren. Wäre Richard selbst nur zufrieden! Die ostelbische Hellenin hat ihm in ihrem Hause das wärmste Eckchen eingerichtet und liefert ihm täglich in Fülle, was er an ekstatischer Bewunderung braucht. Dennoch leidet er. Erstens, weil seine Freundin herzkrank ist; zweitens, weil er noch immer, nach zwölf Jahren, die Entdeckung des Ehebruchs fürchtet; drittens, weil er bei der letzten Wahl keinen Sitz im Reichs-

tag erobert hat. Gegen die Herzkrankheit ist nicht viel zu machen. Der Ehebruch bleibt gewiß auch künftig verborgen; und wird er enthüllt, dann lacht das stolze Paar des richtenden Urtheils und flieht die richtende Heuchlergemeinschaft, — flieht vielleicht in den Tod, vielleicht ins klüftige Gelände der Deklassirten. Zu einem Mandat aber muß man dem armen Richard um jeden Preis verhelfen. Unererschwinglich hoch, sollte man meinen, kann dieser Preis nicht sein. Mindestens vierzig Wahlkreise sind der konservativen Partei in Preußen sicher; einen davon wird die Fraktion ihrem besten Mann, einem allgemein anerkannten politischen Talent, dem Stiefbruder eines leibhaftigen Staatssekretärs, doch wohl einräumen können. Richard wartet, Beate wartet, vier Jahre lang; die Fraktion rührt sich nicht. Da erbarmt sich die Gräfin des Freiherrn. Sacht verweist sie dem lieben, bequemen Gatten den Reichstag und eines schönen Tages erklärt der Abgeordnete Graf Kellinghausen, er werde sein Mandat niederlegen, selbst die Agitation für die Ersatzwahl leiten und seinen Freund Bölkerlingk den Vertrauensmännern des Kreises dringend empfehlen. Das hat mit ihrer häuslichen Diplomatie Frau Beate vollbracht. Eine sehr merkwürdige Frau. Eine Andere würde sich damit begnügen, daß der Herr, mit dem sie die Ehe brach, der Busenfreund ihres arglosen Mannes geworden ist und der Schwiegervater ihrer Tochter werden wird. Diese Edelbame schickt ihren Michael auch noch in einen Wahlfeldzug für den Bahlen, der ihr so lange schon den außerehelichen Pflichttheil weigert. Eine echte Hellenin.

Der Wahlkampf ist hart und Kellinghausen muß sich im Dienst des Freundes rechtschaffen quälen. Denn der Anhang des sozialdemokratischen Kandidaten ist größer, als man erwartet hatte. Und ein höflich geschickter Kerl agitirt für den Rothen. Diese Wahl ist ganz verschieden von anderen Wahlen. Sonst gestattet keine Fraktion den Verzicht auf ein zweifelhaftes Mandat: hier wird ein Wahlkreis, wo die Entscheidung an einem Haar hängt, muthwillig preisgegeben. Sonst leistet der Kandidat selbst die Hauptarbeit: hier reist er vergnügt nach Berlin und läßt den Freund allein auf dem Schlachtfeld. Sonst schicken die Sozialdemokraten berühmte Genossen in den Kampf um einen neuen Wahlkreis, der nicht ganz hoffnungslos scheint: hier besorgt für sie ein Neuling die Agitation. Der Mann heißt Meigner und war früher Privatsekretär bei Richard von Bölkerlingk. Ein schwindstüchtiger Fanatiker, der seinen Nachfolger im Dienst des Freiherrn, einen Predigtamtskandidaten, gern ins proletarische Lager hinüberziehen möchte. Doch der Theologe vertheidigt seinen christlich-konservativen Glauben und beruft sich, da der Versucher die Junker als Zöllner und Sünder schmäht, auf Richard, seinen Herrn, dessen sittlichem Adel Jeder sich beugen müsse. Meigner grinst. Der? Auch so ein Edelster der Nation! Der hat die Gräfin Kellinghausen seit Jahren zu seiner Maitresse gemacht und läßt den Grafen jetzt hier für sich Stimmen fangen. Beweise?

Morgen sage ich in der Volksversammlung, übermorgen steht in der Zeitung und Sie werden sehen, Herr Pfarrer in spe, daß Ihr keuscher Ritter mir nicht zu widersprechen wagt. . . Genosse Weizner will den Freiherrn nicht ruiniren. Das konnte er viel früher haben. Er will nur den gläubigen Jüngling, der nach ihm Völkering's Sekretär geworden ist, zum Evangelium des Klassenkampfes bekehren. Er hat zwei Briefe Deates, die den Ehebruch bündig beweisen. Statt sie dem frommen Knecht vorzulegen und dessen einfältiges Vertrauen so mit einem Hieb zu entwurzeln, läßt er eine nicht mißzuverstehende Andeutung des schlimmen Sachverhaltes drucken, streicht das Gedruckte blau an und schiebt es unter Kreuzband an sämtliche Führer der konservativen Partei, an den Grafen und die Gräfin Kellinghausen, an den Freiherrn, die Freifrau und den cand. jur. Norbert von Völkeringk. Am selben Tage wird Richard mit knapper Mehrheit gewählt.

Die konservativen Führer stecken die Köpfe zusammen. Kergerliche Sache. Wenns nur irgendwie zu vertuschen ist! (Können Männer, die im politischen Leben ergraut sind, im Ernst glauben, solche Sensation sei zu vertuschen?) Keiner denkt daran, Debel, Auer oder Singer aufzusuchen und zu sagen: „Hören Sie mal, Herr Kollege, diese Art der Agitation geht doch über den Spaß; Ihre Absicht kann nicht sein, aus Wuth über eine Wahl Niederlage zwei Familien unglücklich zu machen.“ Das würde wahrscheinlich helfen. Die Rotheln halten auf Anstand. Vor ein paar Jahren hat eine leise Bitte einen sehr verhassten konservativen Abgeordneten vor kompromittirender Ballhausnachrede bewahrt. Der Parteivorstand hätte dem biederen Weizner gewiß anheimgestellt, seine Anklage schleunig zurückzunehmen oder aus der Genossenschaft zu scheiden. Vielleicht wäre solcher Bittgang von der Egeria empfohlen worden. Die aber weiß noch nichts. Auf ihrem Schreibtisch liegt die Kreuzbandsendung uneröffnet. Und dieser Schreibtisch steht in einem Salon, den bei großen Gesellschaften die fremdesten Leute betreten. Ein Agrarier — die Sorte achtet ja nie die Besitzrechte des Nächsten — nimmt das Blatt weg, um der herzkranken Dame einstweilen wenigstens die Aufregung zu sparen; und der Friede der Familie Kellinghausen scheint gerettet, als Michael lachend erzählt, er habe alle aus dem Wahlbezirk eingelaufenen Drucksachen ins Feuer geworfen. Doch das Unheil schreitet schnell. Frau von Völkeringk bringt Deate das Blatt und Norbert erwähnt, ohne zu ahnen, daß er ein Geheimniß ausplaudert, den Artikel in einer Duelldebatte, in die ihn der Graf gelockt hat. Die Bombe ist also geplatzt. Kellinghausen bleibt aber noch ruhig. Der Kerl wird ja widerrufen, wenn man ihm mit dem Strafgesetz droht. Dieser sonderbarste aller Sozialdemokraten folgt auch wirklich der Aufforderung, sich bei dem Anwalt des Grafen einzufinden, erklärt dort aber, den Wahrheitbeweis führen zu wollen. Nun wird die Sache ernst. Michael hält mit der Frau und dem Freunde

Familienrath. „Kinder, seid Ihr auch nicht mal in Briefen unvorsichtig gewesen?“  
 Nein. „Habt Ihr nicht am Ende mal über mich geschimpft?“ „Aber Michael!“  
 „Kann ich ganz sicher sein, daß in dem Prozeß nicht irgend was Unangenehmes  
 herauskommt? Dafür habe ich der Fraktion mein Ehrenwort verpfändet; gib  
 mir Deins, Richard, damit ich für alle Fälle gedeckt bin und den Leuten mit gutem  
 Gewissen garantiren kann, daß die Sache nicht schief geht.“ Schon hat der  
 Freiherr den Schwur begonnen: „Ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß . . .“ Da  
 verräth sich Beate. Und nun wird der geduldige Michael endlich wild. Doch  
 auch dieser Graf ist nicht wie andere Grafen. Ein Zweikampf mit dem Ehebrecher  
 dünkt ihn unmöglich und er wäre rathlos, wenn ihm nicht rechtzeitig noch ein-  
 stiele, daß er einen Spezialisten für Ehrensachen in der Nähe hat: Völkerlingt  
 junior. Der cand. jur. wird herbeigerufen, der Fall wird ihm, als ein  
 Problem, vorgetragen und hellenische Weisheit fällt den Spruch: Der Ehe-  
 brecher hat sich selbst aus der Welt zu schaffen. Das wird Richard thun.  
 Nur morgen noch nicht. Denn morgen muß er im Reichstag über die Ehe-  
 scheidung reden und die christliche Sittlichkeit vor Anfechtung schützen. Das  
 verlangt die Fraktion, die offenbar keinen für diesen Gegenstand geeigneteren  
 Redner hat als den vor drei Tagen Gewählten, den ein sozialdemokratischer  
 Redakteur des Ehebruchs überführen will. Diese Konservativen sind gut ge-  
 drückt. Der Eine will den „Schänder seiner Hausheer“ nicht vor die Waffe  
 fordern, weil er der Fraktion versprochen hat, keinen Skandal zu machen;  
 der Andere schiebt seinen Selbstmord auf, um die Fraktion nicht ohne Redner  
 zu lassen. Die Rede, der das Opfer solchen Anschubes gebracht wird, ist  
 freilich auch danach. Sie wird nachmittags gehalten; denn vor Eins beginnen  
 die Reichstagsitzungen nicht. Noch am selben Nachmittag liest sie der Kaiser  
 und sagt: „Das ist der Mann, den ich brauche“. Gegen Abend wird Völkerlingt  
 dieses verheißende Wort von seinem Bruder, dem Staatssekretär, brüchwarig  
 gemeldet. Und zur selben Stunde bringt ihm Weizner, dessen hartes Herz von der  
 Rede Zaubergewalt erweicht ist, die verrätherischen Briefe ins Haus. Herr  
 Baron, sagt er, Prinzipien sind eine eiskalte Sache; aber ein Mann, der so  
 reden kann wie Sie, muß viel durchgemacht haben; auch wollte ich Ihnen  
 keine Unannehmlichkeiten bereiten, sondern nur Ihren Sekretär für uns kapern.  
 Zu den von der Rede Hingerissenen gehören ferner: der Staatssekretär, die  
 Führer der Agrarier und der cand. jur. Richard hat als Sprecher der deutsch-  
 konservativen Partei über die Ehescheidung also eine Rede gehalten, die erstens  
 den Kaiser, zweitens die Junker, drittens die Reichsbehörden, viertens einen  
 sozialdemokratischen Fanatiker, fünftens einen jungen Hellenen zu höchster  
 Anerkennung begeistern konnte. Und ein solcher Mann, der providentielle Kanzler  
 des armen Reiches, soll nun sterben. Schade. Wenn er die Briefe vierundzwanzig  
 Stunden früher bekam, war er gerettet. Jetzt nützen sie ihm nicht mehr. Er kann

ſie nur der Freundin noch vorleſen, die ihn in der Dämmerſtunde beſucht. Wirklich: ſie beſucht ihn. Zwar könnte ihr Mann ſie verfolgen und der Skandal, den ſie den Kindern erſparen möchte, unvermeidlich werden; zwar hat Frau von Bölkerling ſie mit ſaftigen Verbalinjurien bewirtheſt, — thut nichts; Beate kommt. Und noch einmal wird, wie einſt im Mai, von der Liebe geredet, noch einmal Du gejagt, geweint und geküßt. Es war doch ſo schön.

Am nächſten Tage ſoll Richard ſterben, Beate das Haus ihres Mannes für immer verlaſſen. Auf dem oſtelbiſchen Stammgut wird ſie künftig leben. Michael iſt galant; er wird ſie hinbegleiten und ihr für ein paar Monate die Tochter laſſen. Da es trotz Alledem aber auffallen könnte, daß gleich nach dem Erſcheinen des verdächtigen Artikels Richard geſtorben und Beate aus Berlin verſchwunden iſt, hat der Graf ſich eine allerliebſte Feiertlichkeit ausgedacht. Die Häupter der Partei werden mit den Brüdern Bölkerling morgen bei ihm frühſtücken. Die liebe Gattin wird mit am Tiſch ſitzen, Michael wird eine Lobrede auf Richard, das neue N. d. R., halten und alle Gäſte werden beſchwören können, daß die Drei in größter Herzlichkeit mit einander verkehrt haben. Dann darf ſelbſt die böſeſte Zunge ſich nicht mehr rühren. Der reizende Plan wird ausgeführt. Kellinghauſen hält ſeine Rede, Bölkerling dankt in weichen Brautönen für alle Güte, die er im Lauf langer Jahre von dem Grafen und der Gräfin empfangen habe, und ſchließlich fühlt auch Beate den Drang, ſich rhetoriſch zu erleichtern. Das Leben, ſagt ſie, iſt und bleibt doch die netteſte, amuſanteſte Sache, die für uns Menſchen biſher erfunden ward. Wenn wir nur nicht ſo feig wären, ſo ſcheu vor Alledem zurüdwichen, was ein längſt veraltetes Sittengeſetz Sünde nennt! Aber es wird nächſtens ſchon beſſer werden, heilenſcher . . . Und ſo weiter. Die Herren vom Elſeraſſchuß der konſervativen Partei ſind über dieſen ſpeech gar nicht erſtaunt; ſie kennen die Anſichten ihrer Egeria ja nicht erſt ſeit geſtern. Sie wundern ſich auch nicht, als die ſchöne Wietzin von einem Herzkrampf heimgeſucht wird und vom Tiſch aufſtehen muß. Das iſt leider nichts Neues. Madame wird ſchon wiederkommen. Nein. Sie kommt nicht wieder. Sie hat aus dem Sektglas am Frühſtücklich Gift getrunken. Digitalis oder Strophanthus. Keiner wirds merken. Jeder wird glauben, das alte Leiden habe die Arme hingerafft. Und wenn ſie heute mittags ſtirbt, kann der Geliebte nicht abends ſterben. Auch nicht morgen. Vorläufig überhaupt nicht. Des Skandals wegen. Das hat ſie ihrem Mann ausführlich geſchrieben. Vor dem Frühſtück gab ſie ihm den Brief; nach dem Frühſtück ſoll er ihn leſen. Jetzt iſt es ſo weit. Michael iſt ſehr gerührt. Richard, dem er den Brief vorleſt, natürlich auch. Der Graf ſpricht zum Freiherrn, der ihm die öffentlichen und die privaten Pflichten abnahm: Ich gebe Dir Dein Wort zurück; Du brauchſt Dich nicht umzubringen. Der Freiherr dankt herzlich. Die beiden Männer ſind faſt verſöhnt, werden in

drei Tagen vielleicht an Beates Grab einander schluchzend umarmen. Richards Sohn wird Michaels Tochter heirathen. Und die Herren vom Elstrausschuß werden zufrieden sein, da die fatale Sache so glimpflich abgegangen ist.

Was ich hier, so ausführlich und ernst, wie ichs mit dem Aufwand aller Redenzucht vermochte, erzählt habe, ist der Inhalt eines säusfaktigen Dramas, das seit dem ersten Februarstage im berliner Deutschen Theater aufgeführt wird. Titel: „Es lebe das Leben!“ Verfasser: Hermann Sudermann. Die Möbel, „elfenbeinfarbig lackirt, mit vergoldeten Schnitzereien“, hat die berliner Firma Hermann Gerson, den Titel eine kleinere Literaturfirma aus Paris geliefert; ein Buch von Harry Alis heißt: *Vivo la vis!* Und wie schlechte pariser Exportwaare sieht das ganze Drama aus. Jrgend ein Vorstadtfordou läante es erfonnen, ein nach leichtem Profit späherer Zwischenhändler in Theaterstoffen „für die deutsche Bühne bearbeitet“ haben. Wäre es so, hätten wirs mit einem importirten und adaptirten Boulevardstück zu thun, dann brauchten wir uns über das Deutschland, das da vor unserem Auge entsteht, nicht zu wundern. Dann wäre, wenigstens bis zum Ende des dritten Aktes, fast Alles begreiflich. Bis zu der Szene, wo der entartete Couleurstudent von den beiden Familienvätern als arbiter angerufen wird. Das ginge auf einer französischen Bühne vierten Ranges. „Du bist die Jugend, die Reinheit; aus Dir spricht der Genius unseres ritterlichen Volkes in unverfälschten Naturlauten.“ Und so weiter. Von da an hätte ein Franzos, auch ein kleiner, die Sache wohl anders gemacht. Vielleicht hätte die Gräfin dann zu den beiden Männern gesagt: „Ich habe Euch Beide satt. Ihr denkt nur an Euer Bischen Ehre, habt nur Euer politisches und gesellschaftliches Ansehen im Sinn. Fünfzehn Jahre lang habe ich auf eigenes Leben verzichtet, habe ich von früh bis spät täglich nur den einen Wunsch gehabt, Euer Behagen zu mehren, Euch Kummer zu sparen, jedes Steinchen aus Eurem Wege zu räumen. Dir, lieber Michael, habe ich eine Stellung geschaffen, die Du ohne mich nie erreicht hättest. Für Dich, lieber Richard, habe ich gezittert und gesorgt, Schmach und Schimpf auf mich genommen; Dir bin ich, trotzdem mein Blut nach Dir schrie, die entsagende Freundin geblieben und meine Hand hat Dich ans Ziel Deiner Sehnsucht geführt. Jetzt, da ich zum ersten Mal Eure Hilfe brauche, laßt Ihr mich im Stich, denkt Ihr blaublätiger Ritter nur daran, wie Ihr Euch retten, Euch vor Skandal schützen könnt, und bergt Eure Feigheit hinter einen vermoderenden Ehrbegriff. Soll ich etwa glauben, Ihr hättet mich während der langen Jahre, in denen ich mich dem Einen, der Andere sich mir versagte, niemals betrogen, nie in heißer Umarmung Eures Fleisches Begehren gestillt? Und weil ich that wie Ihr, — nein, nicht wie Ihr: weil ich dem einen Mann, den ich liebte, nicht weigern konnte, was ein Ungeliebter meiner ahnungslosen Jugend einst abgelistet hatte, deshalb soll ich nun für immer verworfen sein und aus der Menschengemeinschaft gestossen? Macht, was Ihr

wollt. Ich gehe. Ich habe genug von den Männern und ihrer laut angepriesenen Liebe, die nur Egoismus, Eitelkeit, Ausbeutung ist. Ich will leben; für mich; will meinen armen Glücksrest in Sicherheit bringen. Vive la vie!\* Das wäre wenigstens effeltooll und nicht ganz uralt, nicht so gräßlich déjà vu gewesen. Doch das Drama ist für Deutsche von einem Deutschen geschrieben. Von einem berühmten Herrn, der dem berliner Goethebund vorsteht, Manchen also wohl als der berufene Vertreter hauptstädtischer Intelligenz gelten muß. Und in vielen Zeitungen, auch in „großen“, las man, die Aufführung dieses Dramas 'jet Jods Ereigniß,' oer 'Höbeputku' oer 'Säqon' - gesehen.

. . . In die Kindheit des Dramas führt die vom Theaterbetrieb unserer Tage Unbefriedigten manchmal ein holder Traum. In eine ferne Zeit, die des Verständigsten Bestand nicht, die keine Methode dem gewandtesten Auge wiederaufbauen, die im Land der Träume der Blick nur zärtlich umfassen kann. Da war die Aufführung eines Dramas ein Fest, ein Ereigniß im Leben des Volkes, das den Alltagsorgen entließ, um der Stimme des Dichters zu lauschen. Der durfte nicht flüstern, nicht ausgeflügelte Geschichten erzählen, nicht allzu weit vom dem abgegrenzten Bereich der Norm sein Gespinnst anknüpfen. Neben dem Weisen saß da der Einfältige, neben dem vornehmen der schlichte Mann; und Jeder mußte aufhorchend des Vorganges, des Bildes Sinn erfassen, denn Jeder wollte an solchen Feiertagen Etwas nach Hause tragen. Nicht ein vom Geistreichtum sein geschliffenes Wort, nicht Wiße noch flüchtigen Nervenreiz, sondern eine Nehrung des sittlichen Besitzes. Die großen Konflikte wurden da geschürzt und gelöst. Des Menschenwillens Ringen gegen die Gottheit sah man, leidenschaftliches Aufbäumen gegen Vernunftgebote, den Kampf unbändiger Persönlichkeit wider Gemeinschaftszwang, ererbtes Recht, Familiensagung und Staatsbedürfniß. Ein Tribunal war die Szene, wo über der Menschheit größte Gegenstände die Entscheidung fiel, das Verhältniß zu Göttern und Welt geordnet, der sittliche Werth geprägt wurde, nach altem, festen Gesetz. Kein Dichter hätte, selbst der stärkste und letzte nicht, je damals gewagt, neue Moral zu lehren und den Mitbürgern zu sagen: Nicht länger sollt Ihr die Götter ehren, das Vaterland lieben, Euresgleichen als Sklaven halten. Den Mißbrauch durfte harter Geißelhieb treffen, doch nicht ehrwürdigen Brauch. Das Theaterspiel war nicht Zeitvertreib und erst recht nicht Geschäft, sondern eine für den Bürger, den Staat wichtige Angelegenheit und der Staat konnte nicht dulden, daß ein von ihm veranstaltetes Fest benutzt werde, um die Fundamente des Gemeinwesens zu lockern. Der einsame Denker, der nicht vom nächsten Tag die Wirkung erhoffte, durfte sich das Ziel setzen, einem ganzen Volk neue Sittlichkeit und neuen Glauben zu bringen; der Dichter, der zu Tausenden sprechen, den dunkelsten Hirnen verständlich sein wollte, mußte sich damit be-

gnügen, den sittlichen Werth nach der Sitte zu prägen und ahnen zu lassen, wo zwischen Sitte und Sittlichkeit von bedrängter Menschenschwäche keine Brücke zu schlagen war. Vermochte er Solches, schuf er Gestalten, deren Ringen und Leiden der Menschheit Sehnsucht, der Menschheit Kraft, der Menschheit Grenzen Aller Auge, auch dem der an Geist Armeften, enthüllte, dann jauchzte das Volk und nahm den Eindruck eines Erlebnisses heim. Dann blieb das Bild, mochte die Kunst des Schöpfers veralten und nur dem von der Leiter des Historismus her die Farben Beschnüffelnden noch bewunderwerth scheinen, durch die Jahrhunderte hin auch so diaphan, daß man die ganze Kultur einer Zeit, einer Nation dahinter erkennen konnte. Seitdem hat das Theater sich einen Riesenraum im Alltagsleben der Völker erobert. Strebsame Leute, die im Großhandel ewig Commis, in der Literatur mühselig frohnde Kärner geblieben wären, haben sich auf diesen Erwerbszweig gestürzt, der rasch reisende Frucht verhieß. In zwanzig, in dreißig Schauhäusern einer Hauptstadt wird jeden Abend gespielt, in hundert Zeitungen jeden Morgen vom Theater gesprochen. Der Theatererfolg ist das Große Loos, das hunderttausend Mark und mehr eintragen kann. Keiner will die Ziehung versäumen. Pünktlich ist jeder Dichter jedesmal, wenn der Winter naht, mit seinem Werk fertig. Alle Stücksorten werden angeboten. Sogar Weltanschauung ist zu haben und Polsterabendgenies produziren sich als Sittenbrecher und Bringer neuen, neu glänzenden Glaubens. Das Homunkel lebt dann ein paar Abende, im besten Fall ein paar Monate und ist im Lenz wieder vergessen, wie die Hutform, die Mäntelmode der vorigen Saison. Wohin entschwand die Festzeit des Dramas? Nur einem winzigen Bruchtheil des Volkes sind die Schauspielhäuser offen und das ganze Streben der Theatergeschäftleute, Direktoren und Stückschreiber, hat das einzige Ziel, die Zahlungsfähigen bis auf den letzten Mann mit allen Lockkünsten heranzuziehen. Business is business. Wer in solchem Betrieb das meiste Geld verdient, ist der Held des Tages. Das meiste Geld verdient Herr Hermann Sudermann. Also ist die Aufführung eines von ihm gelieferten Terminstückes in der Hauptstadt des Deutschen Reiches ein „Ereigniß“. So herrlich weit haben wir nun gebracht.

Diesmal hatten die zum Lob Bestimmten saure Arbeit. Den schlecht in fünf lange Akte verpackten Leihbibliothekroman konnten sie beim besten Willen nicht ein modernes Meisterwerk nennen. Die Kinderstubenpolitik hätten sie hingenommen. Sogar den konservativen Heßenen, dem der Ausgang einer Reichstagswahl „das Schicksal“ ist, und den edlen sozialdemokratischen Fehler, der, trotzdem ihm eine Klage wegen Verleumdung droht, seine einzige Waffe dem berebten Gegner ausliefert. Ueber schlimmere Sünden hätte der Agrarier weggeholfen, der das jeden liberalen Hörer erquickende Wort spricht: Wozu sind wir der preussische Adel, wenn der Staat uns nicht erhalten soll?“ Doch

schon mit der Sittlichkeit haperte es. Zwar hat der Freiherr seit Jahren den Sexualverkehr mit der Frau des Freundes aufgegeben; immerhin setzt er sich an den Tisch des Betrogenen, hat ihn eben als Wahlmacher gebraucht und dann das Sakrament der Ehe in pastoraler Rede vertheidigt. Der Mann ist nicht zu retten, namentlich nicht in den Zeitungen, wo der Domänenpächter Falkenhagen ein Wicht, ein Bube, ein Schurke gescholten wird. Selbst wenn Herr Falkenhagen in dem Prozeß, der mit furchtbar harter Verurtheilung geendet hat, sich nicht wie ein tapferer Gentleman benommen hätte, stände er wie eine Lichtgestalt neben dem jämmerlichen Streber Völkerlingk. Und die Psychologie, die Technik, diese nur auf den Minuteneffekt bedachte Lüderlichkeit! Nein: wer noch ein Bißchen auf seinen Ruf hielt, durfte ein Nachwerk nicht loben, das, wo man es ansatz, unter den Fingern zerbröckelt. So hieß es denn, diesmal habe der Dichter eine schwächere Leistung geboten als sonst. Mehr ließ sich nach „Anna Karenina“ und „Eßi Briest“ über diese alberne Ehebruchskomödie wirklich nicht sagen.

Herr Sudermann mag, als es las, grimmig gelächelt haben. Reibische Bande! Die Leute gönnen ihm seinen einträglichen Ruhm eben nicht; so lange er aufstieg, brüllten sie Beifall, jetzt, da er oben steht, möchten sie ihn zu sich herunterzerrven. Der Erfolg, sagt Völkerlingk senior, ist ein Kreuz, an das man genagelt wird. Meinen Erfolg, möchte der Völkerlingkdichter seinem Publikum sagen, verzeihen die bellenden Hunde mir nicht. So, wie er schildert, soll es im preussischen Adel nicht zugehen? Das muß er, der seit Jahren in der Mark ein Rittergut gepachtet hat, am Ende doch besser wissen als das Gehudel da unten, das mit Hochgeborenen nie in Verührung kommt. Der sittliche Gedanke seines Dramas soll nicht frei, kühn, groß sein? Ruft Beate nicht dem schwachen Schuldgenossen zu: „Ich weiß von keiner Sünde, denn ich that das Beste, was ich aus meiner Natur heraus zu thun vermochte?“ Das ist hellenisch. Längst schon knabbert Herr Sudermann an dem Sündenbegriff der Christen-sittlichkeit herum; sacht nur, denn Lantienen sind nicht zu verachten und ein Censurverbot ist nur nützlich, wenn es wieder aufgehoben wird. Längst hat er die Pflichtlinde des Bürgergardisten abgelegt und ist von Augiers Bourgeoisismoral zu dem Romantikerrecht der Leidenschaft rückgekehrt. Die Hellenas und Goethebund! Freie Sittlichkeit ist für Madame Beate die Freiheit zu außerehelichem Geschlechtsverkehr. Eine Frau, die den Mann betrügt, weil er ihre Brunst nicht stillt, und ihre Tochter dem Sohn des Buhlen verlobt, „thut das Beste, was sie aus ihrer Natur heraus zu thun vermochte“, und ist eine Hellenin. Das verstehen die Dummköpfe nicht. Und solche Höhe zu ermessen, muß man, wie Spiegelberg, in die große Welt gekommen sein. Zum Glück aber hängt das Schicksal der Firma Hermann Sudermann nicht mehr von dem Belieben der Presse ab. Diese Firma ist so berühmt, daß ihrer Waare der Absatz stets sicher ist. Den Inhaber hat es Schweiß gekostet, diesen Rang zu erreichen. Ueberall

ist er zu sehen, auf berliner und wiener Pressebällen, bei Redouten, Premieren, Bestattungen. Wenn die deutsche Kunst bedroht wird, eilt er auf die Schanze. Wenn ein paar Philosemiten Heines Grab schmücken, steht er hinter dem Denkstein. Wenn die Pariser sich an der Kopie ihrer Dumas und Sardou und an der Verhöhnung deutscher Gesellschaftszustände freuen, schreiben die Freunde des Waarenhauses über den Rhein, solcher Erfolg sei noch nicht dagewesen. Wer kontrolirt den Schwindel? Wer kümmert sich darum, daß in Paris kein ernst zu nehmender Kritiker die Exportstücke anders als halb mit Erbarmen gelobt hat? Wichtig ist nur, daß der Name Sudermann immer wieder der Menge ins Gedächtniß gehämmert wird. Dafür sorgt die Klientenschaar. Dann mögen hämische Rezensenten getrost ihr Müßchen kühlen: das Volk versteht seinen Dichter. Das Volk — das der Hoffnung auf flüchtigen Nerventzick fünf oder drei Mark opfern kann — geht ins Theater. Und ist es nicht gleich willig, dann ladet man die Vereine zu ermäßigtem Preis in Schauspielhaus. Niemand merkt's; und stand der Titel erst zwanzigmal auf dem Zettel, dann strömt die bourgeoise Menge herbei. Es ist doch ein Sudermann und das Ereigniß der Saison. Man muß es gesehen haben.

So war es immer, seit das Theater zum Geschäft geworden ist, immer wirds so bleiben und kein Wort wäre darüber zu sagen, wenn man sich entschloße, Herrn Sudermann endlich den Platz anzuweisen, der ihm gebührt. Er ist kleiner als Kopebue, unsolider als Jffland. Herr Hauptmann ist auf der hastigen Jagd nach dem Bretterglück müde geworden und sein letztes Drama, „Der rothe Hahn“, war von entwaffnender, Mitleid weckender Armsüchtigkeit. Doch dieser Dichter kann sich eines Tages erholen. An ihm hat Hebbels Wort sich erfüllt: „Flechtet Keinem den Lorberkranz zu groß; er fällt ihm sonst als Strick um den Nacken.“ Herr Hauptmann wird sich bescheiden, seinem schwächlichen, seinen Talent Ruhe gönnen, seine Kraft sorgsam vor Ueberspannung hüten müssen. Immerhin darf man, muß man mit ihm noch rechnen. Selbst seine schwächsten Stücke erfreuen durch eine gewisse Sauberkeit der literarischen Handwerksleistung und hinterlassen den Eindruck: hier gab ein unklar nach hohen Zielen tastendes, durch das Gedröhn der Ruhmesposaune über des Vermögens Grenze hinausgetriebenes Wollen das Beste, was es in diesem Augenblick gerade geben konnte. Nöthiger als solche Pointillisten sind dem Geschäftstheater freilich die Sudermannen. Nur soll man sie nicht in die Literatur einschmuggeln, ihr Mühen, stets in der Mode zu bleiben, nicht mit dem Lorber krönen. Herr Sudermann hat den Geist eines Durchschnittsfeuilletonisten, liefert Saisonstücke, die den Vielzweckern gefallen, und organisiert seine Siege mit wundervoller Gewandtheit. So kam er zu Gewinn und ward gesegnet. Der Ruf seiner Firma reicht jetzt schon bis übers Weltmeer. Er ist vielleicht der berühmteste Deutsche. Doch keine Sehnsucht blidt heute noch hoffend auf ihn. M. S.